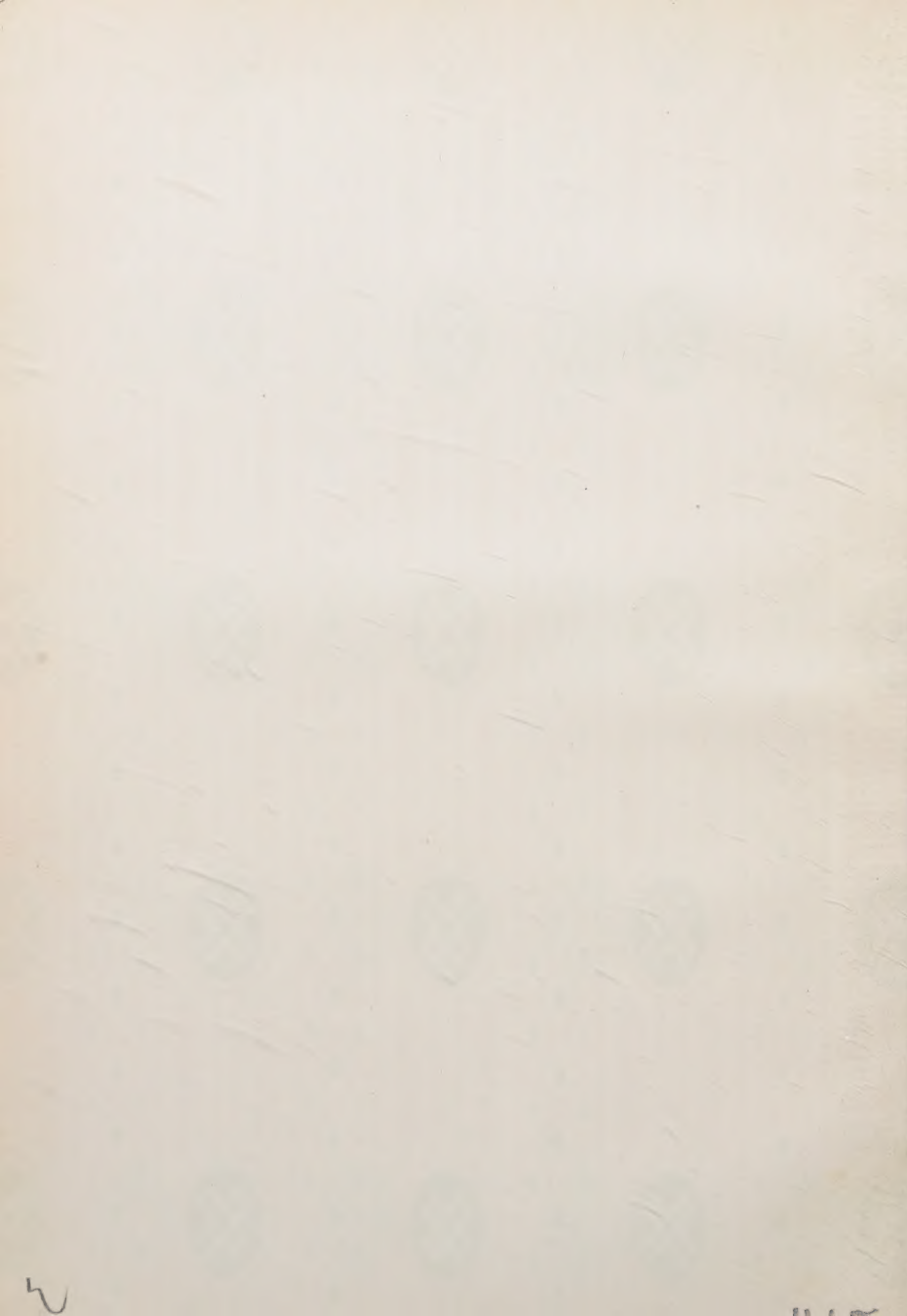
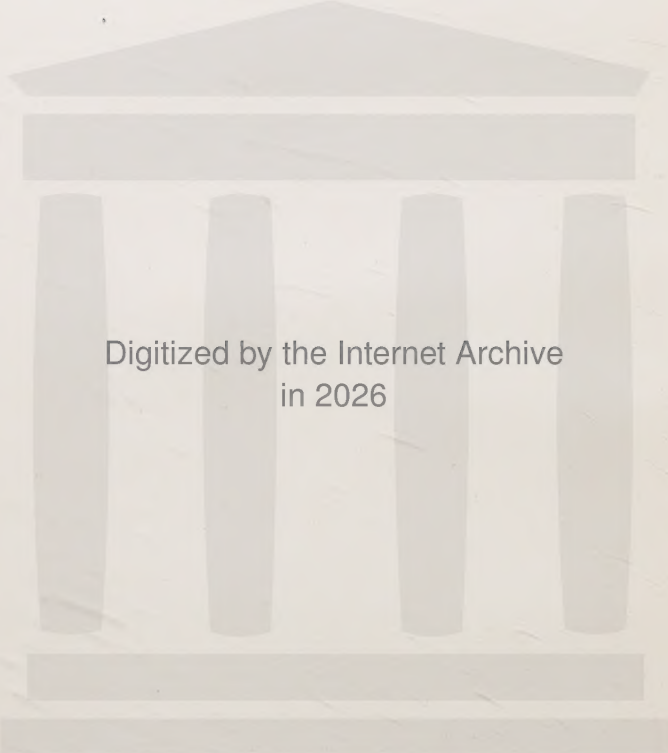












Digitized by the Internet Archive
in 2026

PLATONS PHAIDROS
INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN
VON RUDOLF KASSNER



SECHSTES BIS ACHTES TAUSEND
VERLEGT BEI EUGEN DIEDERICH'S
JENA 1917



okrates: Mein lieber Phaidros, wohin und woher?

Phaidros: Sokrates du! Ich komme von Lysias, dem Sohn des Kephalos, und mache eben meinen Spazierweg außerhalb der Mauern. Ich bin lange bei Lysias gesessen, seit frühem Morgen. Jetzt

aber befolge ich den Rat unseres Freundes Akumenos und bin in die frische Luft gegangen; Akumenos sagt, das Gehen im Freien stärke uns mehr als das in den gedeckten Bahnen.

Sokrates: Da hat er recht, Freund! Also Lysias ist in der Stadt?

Phaidros: Ja, ja, bei Epikrates im Hause des Morychos, du weißt: das neben dem Olympion.

Sokrates: Und was treibt ihr zusammen? Lysias setzt auch dort von seinen Reden vor, nicht wahr?

Phaidros: Du sollst alles erfahren, wenn du mit mir weitergehen willst! Hast du Zeit?

Sokrates: Ja, natürlich habe ich Zeit; glaubst du denn, was du und Lysias zusammen ausgemacht habt, das sei mir nicht, wie Pindar sagt, „viel wichtiger als jedes Geschäft“?

Phaidros: Wähle du also den Weg!

Sokrates: Und du wirst mir alles sagen, nicht wahr!

Phaidros: Ja gerade du, Sokrates, mußt sie hören.

Denn die Rede, die uns beschäftigt hat, — wie soll ich es sagen — handelt von der Liebe. Lysias spricht in ihr von einem schönen Jüngling, dem Anträge gemacht werden, Anträge nicht von einem Verliebten — o nein: Lysias ist gerade hier gewählt und neu und behauptet, ein Jüngling solle sich lieber dem hingeben, der ihn nicht liebt, als dem, der ihn liebt, es sei besser für ihn. Verstehst du mich? Ist das nicht fein?

Sokrates: O dieser edle Mensch! Wenn er nur noch schriebe: der Jüngling soll sich lieber einem Armen als einem Reichen, lieber einem Alten als einem Jungen hingeben! Alles das und Ähnliches kann mir und den Meisten von uns nur passen, so etwas nenne ich human, solche Reden können dem Volke gefallen. Ich bin jetzt so begierig auf seine Worte, daß ich dich, Phaidros, nicht verlasse, selbst wenn du mich bis Megara schleppst und dort erst, wie Prodikos es tat, vor den Mauern umkehrst.

Phaidros: Aber, mein bester Sokrates, du scheinst mich mißzuverstehen. Glaubst du wirklich, was Lysias — Lysias, der größte Schriftsteller seiner Zeit, sage ich — in langer Zeit und mit viel Mühe aufgesetzt hat, das vermöchte ich, ein Laie, Wort für Wort zu behalten? Mir fehlt noch viel zu einem solchen Gedächtnis, sehr viel! Und doch wäre es mir lieber als alles Gold der Welt!

Sokrates: Phaidros, Phaidros, wenn ich Phaidros nicht kenne, dann kenne ich mich selbst nicht mehr. Aber ich kenne beide, dich und mich, und ich weiß es: wenn Phaidros eine Rede des Lysias hört, dann hört Phaidros sie nicht bloß einmal; nein, er bittet

Lysias, sie zu wiederholen. Und Lysias gibt seinem Wunsch auch stets gerne nach. Schließlich genügt aber auch das diesem Phaidros noch nicht: er nimmt nun das Buch selbst zur Hand und sieht alle Stellen nach, die ihm besonders zu Herzen gegangen. Und darüber sitzt er vom frühen Morgen an. Dann erst macht er, müde geworden, einen Spaziergang, denn jetzt weiß er, ich schwöre beim Hunde, die ganze Rede, wenn sie nicht gar zu lang war, von Anfang bis zu Ende auswendig. Und so geht er außerhalb der Mauern auf und ab und rekapituliert. Hier nun will es der Zufall, daß er auf einen armen Teufel stößt, der förmlich danach krankt, Reden zu hören, und da freut sich dieser Phaidros und denkt: „Jetzt habe ich den, der mit mir schwärmen wird“, und sagt diesem kurz: „Gehe mit mir!“ Da ihn aber dieser Mann, der also in alle Reden verliebt ist, bittet, ihm seine Rede doch aufzusagen, ziert sich Phaidros plötzlich und tut, als wollte er nicht. Zum Schlusse aber wird er doch wollen, ja er würde, wenn einer ihm nicht zuhören wollte, diesen dazu zwingen. Habe ich nicht recht? Bitte ihn also, Phaidros, das sofort zu tun, was er doch nicht wird lassen können!

Phaidros: So wird es wohl für mich das beste sein, dir die Rede, so gut es geht, vorzutragen; ich sehe schon, du wirst nicht eher locker lassen.

Sokrates: Ja, da hast du mich verstanden.

Phaidros: Und so will ich es auch tun. Aber wirklich, Sokrates, alles eher, aber ich habe die Rede nicht auswendig gelernt; doch den Sinn des Ganzen, ich meine das, worin Lysias den Unterschied zwischen dem, der

liebt, und dem anderen, der nicht liebt, beobachtet, will ich dir in der Hauptsache und in seiner Ordnung klar machen und darum gleich mit dem ersten: dem also, der liebt, beginnen.

Sokrates: Aber nicht eher, mein Liebling, bevor du mir nicht gezeigt hast, was du da in der linken Hand unter dem Mantel hältst. Darf ich hinfühlen? Ich ahne es, die ganze Rede selbst. Wenn du sie dort hast, so sei überzeugt: Ich liebe dich zwar sehr, aber in Lysias' Gegenwart möchte ich mich um keinen Preis hergeben, dich zu überhören. Also zeige, zeige...

Phaidros: Höre auf, Sokrates! Jetzt hast du mir auch jede Hoffnung genommen, mein Gedächtnis an dir prüfen zu dürfen. Wohin sollen wir uns also setzen, wenn ich dir vorlese?

Sokrates: Biegen wir hier ein und gehen wir den Ilissos entlang; dann mögen wir uns niederlassen, wo wir ungestört sind!

Phaidros: Gut, daß auch ich diesmal barfuß bin, du trägst ja nie Schuhe: wir können uns so im Bache zugleich die Füße baden, während wir gehen. Um diese Jahreszeit und Stunde ist das besonders angenehm.

Sokrates: Führe mich also und sieh dich dabei nach einem Platz um!

Phaidros: Siehst du dort jene hohe Platane?

Sokrates: Ja!

Phaidros: Dort haben wir Schatten und auch einen leisen Luftzug und Gras, damit wir uns niedersetzen oder, wenn wir wollen, legen können.

Sokrates: Gut also, bringe mich dorthin!

Phaidros: Sage, Sokrates, heißt es nicht, daß Boreas von hier irgendwo am Ilissos Oreithyia geraubt habe?

Sokrates: Ja, es wird so erzählt.

Phaidros: Ich meine aber, gerade von hier. Denn nirgends fließt der Bach so heiter und rein und durchsichtig: es ist ganz der Ort für Mädchen, wenn sie am Ufer spielen wollen.

Sokrates: Nein, die Stelle ist noch zwei oder drei Stadien weiter oben, wo man den Bach zum Tempel der Ara überschreitet; dort irgendwo steht ein Altar des Boreas.

Phaidros: Ich habe ihn nie bemerkt. Noch etwas, Sokrates, sage bei Zeus: hältst du diese ganze Geschichte auch für wahr?

Sokrates: Ach, es sollte dich gar nicht wundern, wenn ich gleich den Weisen daran zweifelte; ich würde dann gar findig sagen: Als Oreithyia mit Pharmakeia hier spielte, da erhob sich plötzlich der Nordwind und trug Oreithyia über die Berge, und von der Toten hieß es dann, Boreas habe sie geraubt — von hier oder vom Hügel des Ares, denn eine andere Fassung der Sage erzählt, Oreithyia sei von dort und nicht von hier entführt worden. Doch so wie ich einmal bin — ich finde solche Deutungen zwar reizend, aber dazu gehört schließlich ein unerschrockener und peinlicher Mann, einer, dem am Glück nicht gerade viel liegt. Denn wenn er einmal damit begonnen hat, ist er auch gezwungen, fortzufahren und uns in gleicher Weise die Hippokentauren zu deuten und die Chimären zu strecken.

Ja, die ganze Schar der Gorgonen und geflügelten Pferde und alles, was sonst noch ungenlenk und quer ist in der wunderredenden Natur, wird zu ihm geflogen und gelaufen kommen. Denke nur! wenn er da jedesmal sagen wollte: „Ich glaube nicht daran, ich will mir alles erst wahrscheinlich und vernünftig machen“, so würde er für seine etwas rohe Weisheit viel Zeit brauchen. Freund, mir aber fehlt die Zeit dazu, und ich will dir auch sagen weshalb: Ich kenne nicht einmal mich selbst, und die Selbsterkenntnis — das verlangen ja von uns die Worte in Delphi: wäre es da nicht rein lächerlich, mich um fremdes Zeug zu sorgen? Darum rühre ich nicht an diese Dinge und glaube davon ebenso viel wie die anderen und forsche, wie gesagt, lieber in mir selbst, ob nicht gerade hier ein Tier stecke, gewundener und mit mehr Wut gebläht als Typhon, oder ob ich nicht ein stilleres und ganz offenes Wesen sei und irgendwie an einem göttlichen und lichten Leben teilhabe. Doch, Freund, während wir so reden — ist das hier nicht der Baum, zu dem du mich führen wolltest?

Phaidros: Ja, das ist er.

Sokrates: Bei Hera! da hast du mich schön geführt. Sieh nur, wie hoch die Platane emporschießt und wie breit ihre Äste sind! Auch der Keuschbaum steht üppig da und gibt den schönsten Schatten, und von seinen vollen Blüten duftet uns ja der ganze Ort. Und der Bach fließt klar unter der Platane und so kühl; wir wollen schnell das Wasser mit dem Fuße versuchen. Nach den Bildern und Weihgeschenken zu schließen,

muß das ein den Nymphen und dem Acheloos heiliger Ort sein. Wenn du willst — auch die Luft ist hier ganz besonders zärtlich und weich und ganz voll vom zirpenden Sommerchor der Zikaden. Das entzückendste aber ist der Rasen; so liebe ich ihn: er fällt ein wenig ab, und wenn wir uns legen, können wir den Kopf hoch halten. Mein lieber Phaidros, du hast den Fremdenführer gut gespielt, das muß ich sagen.

Phaidros: Sokrates, du bist doch so sonderbar wie niemand. Du gleichst wirklich, wie du sagst, einem Fremden, den man herumführen muß, und nicht einem Einheimischen. Hast du jemals im Ausland gelebt? Du bist vielleicht dein ganzes Leben lang nicht einmal aus den Mauern der Stadt herausgekommen.

Sokrates: Sieh mir das nach, Freund! Aber ich bin so wißbegierig, so neugierig; und die Felder und Blumen wollen mich nichts lehren, wohl aber die Menschen in der Stadt. Nun diesmal kommt es mir vor, als hättest du das Mittel gefunden, mich aus meinen Mauern zu holen. Gleichwie man hungrige Tiere lockt, indem man mit einem Zweig oder einer Frucht ihr Maul neckt, so scheinst du auch mich jetzt durch ganz Attika und, wohin du noch willst, führen zu können: du brauchst mir nur die Rede da in der Rolle vor die Augen zu halten. Jetzt aber sind wir angekommen, und ich will mich gleich legen; suche auch du dir eine Lage und lies!

Phaidros: Nun so höre!

Du weißt also, wie es mit mir steht, und du hast, wie ich meine, auch gehört, daß es uns beide fördern müsse, wenn du ebenso denkst wie ich. Weil ich sozu-

sagen nicht das Glück habe, in dich verliebt zu sein, darum glaube ich, mit meiner Bitte bei dir nicht Unglück zu haben. Denn siehe! die da verliebt sind, sie bereuen ihr Wohlwollen, sobald ihre Lust an euch sich gestillt hat. Für uns dagegen kann der Augenblick der Reue eben nicht kommen: denn unter keinem Zwange, freiwillig geben wir nach reifster Überlegung, jeder nach seinen Kräften, her. Die Verliebten berechnen stets, wie schlecht sie im Grunde durch ihre Liebe zu stehen kämen, was sie schon alles hätten hergeben müssen, und indem sie zu den Kosten die Mühe, die sie hatten, schlagen, meinen sie, dem Geliebten auch jede Gunst erwidert zu haben. Gegen diejenigen aber, die nicht lieben, können diese Einwände gar nicht laut werden, das heißt: wir brauchen weder eine Vernachlässigung unserer persönlichen Angelegenheiten vorzuschützen, noch Unannehmlichkeiten, die wir uns zugezogen hätten, zu veranschlagen, noch Zwistigkeiten mit Verwandten als Entschuldigung zu bringen. Das alles kennen wir nicht, und darum steht es uns durchaus frei, gerne alles zu tun, womit wir den Geliebten uns gefällig erweisen könnten.

Wenn ihr aber die Verliebten darum vorziehen wolltet, weil diese behaupten, sie nur wären euch wahre Freunde, sie nur wären auch bereit, mit Wort und Tat, ja unter Verfeindung mit allen anderen euch zu fördern, so kann man sich allerdings sehr leicht von der Aufrichtigkeit ihrer Behauptung überzeugen, ich sage: diese Verliebten werden dir jeden Jüngling, in welchen sie sich später verlieben sollten, nun in jeder Be-

ziehung vorziehen und — das versteht sich ja von selbst —, wenn es diesem Spaß machen sollte, dir sogar zu schaden suchen. Und dann: wie kannst du dich und alles in dir an einen Menschen wegwerfen, der da an einer Krankheit leidet, welche kein Kundiger zu heilen auch nur versuchen würde. Ich sage nicht zu viel, die Verliebten gestehen es ja selbst ein: „Wir sind Kranke, wir sind nicht bei Sinnen“; sie selbst wissen es also, daß ihre Vernunft verdorben ist und sie selbst unfähig sind, sich zu beherrschen. Und wenn sie später wieder zu Bewußtsein kämen, könnten sie wohl alles das billigen, worauf sie jetzt in ihrem kranken Zustand ausgehen? Noch etwas, wenn du aus der Zahl derer, die in dich verliebt sind, den besten dir wählen willst, so hast du nur unter ganz wenigen die Wahl: so du aber unter den anderen denjenigen suchst, den du brauchst, ist deine Wahl gar groß; du hast also Hoffnung, unter diesen vielen eher den zu finden, der deiner Freundschaft würdig sei.

Vielleicht fürchtest du die bestehenden Anschauungen und scheust den schlechten Ruf, in welchen du bei den Leuten kommen könntest, wenn diese von deinem Verhältnis erfahren: nun da ist es wohl sehr wahrscheinlich, daß nur die Verliebten in ihrem eitlen Streben, von den anderen ebenso beneidet zu werden, wie sie sich untereinander beneiden, mit dir prahlen und ehrgeizig allen dich zeigen und rufen werden: „Seht her, wir haben nicht umsonst geworben, wir tun es einmal nicht anders!“ Die aber, welche nicht lieben, wissen sich zurückzuhalten und werden stets einem eitlen

Ansehen vor Menschen dein Bestes vorziehen. Überlege auch! die Leute müssen es stets selbst merken oder von anderen erfahren, wie die Verliebten den Jünglingen nachlaufen und um euch sich zu schaffen machen; wenn ihr miteinander nur ein paar Worte wechselt, so wissen sie es natürlich gleich: „Die stecken jetzt nur beisammen, weil sie entweder gerade ihre Begierde befriedigt haben oder eben daran gehen, es zu tun.“ Die euch nicht lieben, sie wird kein Mensch verdächtigen wollen, wenn er sie mit euch zusammen sieht; jedermann sieht schließlich ein, daß man mit seinem Nächsten reden muß, ob dieser nun unser Freund sei oder das Gespräch uns aus sonst einem Grunde unterhalte. Sollten dir aber Gedanken Angst machen, Gedanken wie: „Freundschaften halten überhaupt nicht lange und nur schwer; kommt es unter gewöhnlichen Umständen zwischen Freunden zur Trennung, dann trifft das Schicksal beide Teile; wo ich aber alles, was mir im Leben teuer ist, hergegeben habe, dort muß ich den Schaden allein tragen“ — auch hier sollst du dich eher vor den Verliebten in Acht nehmen. Denn Verliebte sind sehr empfindlich; nach ihrer Meinung hätten es stets alle auf sie abgesehen. Und darum halten sie ihre Geliebten von jedem anderen Verkehr ab: sie fürchten den Reichen, der Reiche könnte sie mit seinem Vermögen beim Geliebten ausstechen; sie fürchten den Gebildeten, denn der Geliebte könnte durch diesen Umgang ihnen überlegen werden; kurz, die Verliebten sind eifersüchtig auf jeden, der irgend etwas hat, was sie selbst nicht haben. Wenn sie dich nun soweit gebracht

haben, mit allen anderen zu brechen, dann stehst du ganz ohne Freund da; bist du aber im Gegenteil auf dein eigenes Wohl bedacht und berätst du dich selbst eines Besseren, nun so zerschlägst du dich eben mit ihnen. Wir aber, die wir nicht durch die Liebe, sondern durch unsere angeborene Tüchtigkeit zum Ziele kommen, wir werden nicht scheel auf deinen Umgang blicken; nein, wir werden den hassen, der dich meidet, in der Meinung, du würdest von ihm über die Achsel angesehen, und überzeugt, daß du nur Nutzen aus dem Umgang mit einem anderen ziehen könntest. Wie du siehst, auch hier hast du mehr Hoffnung, in uns Freunde als Feinde zu gewinnen.

Viele von den Verliebten begehren schon nach deinem Leib, bevor sie noch deinen Charakter und deine Gewohnheiten kennen, so daß man sich stets unsicher fragt: werden sie noch deine Freunde bleiben, wenn ihre Begierde an deinem Leibe satt geworden ist? Wir dagegen sind die Freundschaft gewöhnt, und es ist darum höchst unwahrscheinlich, daß der Genuß des gegenseitigen Verkehrs ihr Abbruch tun werde; im Gegenteil, er wird uns eine Gewähr für Zukünftiges bleiben. Und du wirst auch besser werden, wenn du mir und nicht den Verliebten folgst. Die Verliebten loben wider dein Bestes alles, was du sagst und tust, einmal weil sie sichs mit dir nicht verderben wollen und dann: ihre Urteilkraft ist eben durch die Wollust schon geschwächt. Daran erkennt man ja die Liebe, ihre Begierde: dem, der kein Glück in ihr hat, läßt sie, was niemand anderem Verdruß

bereitet, widerwärtig erscheinen; der Glückliche hingegen preist auch, was anderen der Freude durchaus nicht wert erscheint; auch darum also sollte man die Geliebten eher bemitleiden als beneiden. Wenn du aber auf mich hörst, ich werde mich in deinen Armen nicht im augenblicklichen Genuß verlieren; nein, ich werde den Vorteil deiner Zukunft suchen, nicht die Liebe wird, sondern ich selbst werde mich beherrschen. Wegen kleiner Versehen werde ich keine große Feindschaft anheben, sondern sogar um schwere Vergehen dir ungerne und nur für den Augenblick zürnen; alles Unabsichtliche will ich dir verzeihen und alles Beabsichtigte wieder gut zu machen suchen. Sprich, sind das nicht Zeichen einer Freundschaft, die lange währen will? Vielleicht bildest du dir ein, eine starke Freundschaft könne sich nur mit der Liebe bilden—nun so bedenke einmal: wir würden dann doch nicht unsere Söhne, unsere Väter, unsere Mütter so hochhalten, wir würden uns auch nicht alle die treuen Freunde erworben haben, die wir nicht unserer Liebe, sondern anderen Bestrebungen verdanken. Weiter, da man doch auch in der Liebe denen, die sich am meisten nach ihr sehnen, seine Gunst gewähren soll, mit derselben Rücksicht muß du dir dann auch unter denen, die dich nicht lieben, nicht die Besten, sondern die Bedürftigen suchen und diesen gefällig sein. Gerade sie werden dir, von allem Häßlichen und Bitteren ihrer Lage befreit, dankbar sein. Wenn du bei dir ein Gelage gibst, dann solltest du eigentlich mit Fug nicht die Freunde, sondern die Bettler und Hungrigen einladen.

Die Bettler und die Hungrigen werden mit dir schön tun, für dich eintreten, sich stets vor deiner Tür sammeln, sich herzlich über alles freuen, dir aufs schönste zu danken wissen und vieles Gute wünschen. Schränken wir es vielleicht darum ein: nicht den am meisten Bedürftigen, den Stürmischen, sondern den Dankbaren, denen, die dir es vergelten können, gewähre deine Gunst! Du sollst dich also nicht den Verliebten, sondern uns Würdigen hingeben; nicht ihnen, die an deinen Reizen zehren, sondern uns, die, wenn du älter geworden bist, mit dir ihre Güter teilen; nicht ihnen, die eitel sich mit ihren Erfolgen brüsten, sondern uns, die vorsichtig vor anderen schweigen; nicht ihnen, die sich für eine kurze Zeit deinetwegen aufregen, sondern uns, die wir unser ganzes Leben lang gleichmütig die Freundschaft halten wollen; nicht ihnen, die nach befriedigter Wollust nur schnell nach einem Vorwand suchen, um sich mit dir zu entzweien, sondern uns, die gerade dann, wenn deine Reize welk geworden sind, Charakter zeigen. Das alles vergiß niemals und denke auch daran! die Verliebten werden stets von ihren Kameraden gewarnt: Euer Treiben ist unsittlich; uns, die wir nicht lieben, hat noch keiner unserer Angehörigen vorgeworfen, wir hätten uns mit euch schlecht beraten.

Vielleicht wirst du mich noch fragen, ob ich vorschlage, du solltest dich allen, allen, die dich nicht lieben, hingeben! Nun, das wäre zuviel, und ich meine, nicht einmal der Verliebte würde das von dir für die anderen seiner Art fordern. Denn einmal ist dem, der die Dinge vernünftig betrachtet, nicht alles gleicher

Gunst wert, und dann würde es dir einfach unmöglich sein, deine vielen Verhältnisse vor den Leuten ebenso zu verheimlichen. Und es darf niemals daraus Schaden, sondern stets nur Nutzen für beide Teile erwachsen: darauf kommt es schließlich an.

Was ich da alles gesagt habe, mag dir genügen. Wenn du glaubst, ich hätte dies oder jenes übersehen, und du noch Aufklärung darüber wünschst, so frage nur! Ich bin bereit.

Nun, Sokrates, was sagst du dazu? Ist die Rede nicht ganz außerordentlich, besonders im Stil?

Sokrates: Bezaubernd, Freund, bezaubernd! Ich bin noch ganz außer mir. Aber daran bist du schuld, Phaidros, du: ich ließ mein Auge nicht von dir, denn du warst vom Lesen wie verklärt. Ja, wie verklärt! Und da ich der Ansicht war, du müßtest das alles besser verstehen, so folgte ich deinem Beispiel und schwärmte mit dir von diesem göttlichen Geiste.

Phaidros: Machst du dich nicht hier wieder über mich lustig?

Sokrates: Wie, ich sollte es nicht ernst meinen?

Phaidros: Ja, ja, Sokrates; aber sei jetzt ganz aufrichtig und schwöre mirs bei Zeus, dem Freund der Freunde: Glaubst du, daß es unter allen Griechen einen zweiten gäbe, der großartiger und auch mehr über diesen Gegenstand zu reden wüßte?

Sokrates: Ich verstehe dich nicht ganz: Sollen wir die Rede loben, weil der Redner das Wesentliche gesagt hätte, oder nur darum, weil jedes Wort recht klar und rund und peinlich herausgearbeitet wäre? Nun,

das erste will ich dir deinethalben zugeben, denn ich verstehe schließlich nichts davon. Im Grunde habe ich nur auf den Stil des Ganzen acht gehabt; hier, war meine Ansicht, halte sich Lysias selbst für unzulänglich. Mir kam es da auch wirklich vor — Phaidros, mit deiner Erlaubnis — als ob er stets zwei- und dreimal dasselbe gesagt hätte, wie einer, der eigentlich nicht viel zu sagen hat; vielleicht aber stört ihn so etwas gar nicht. Auch schien er mir stets recht mutwillig beweisen zu wollen, daß er ein und dasselbe einmal so und das andere Mal anders, in beiden Fällen aber so gut wie kein anderer zu sagen verstünde.

Phaidros: Sokrates, das ist ganz, ganz falsch. Gerade Stil ist in der Rede. Sie hat alles, was im Gegenstande liegt, so einzig gegeben, daß niemand dagegen mehr und Besseres aufbringen könnte.

Sokrates: Das werde ich dir wohl kaum glauben dürfen. Und wenn ich dir auch aus Gefälligkeit recht gäbe, so würden mich doch die alten weisen Männer und Frauen, die über denselben Gegenstand gesprochen und geschrieben haben, widerlegen.

Phaidros: Wer sind diese alten und weisen Männer und Frauen? Wo hast du Besseres von ihnen gehört?

Sokrates: Ich kann dir das augenblicklich nicht sagen. Jedenfalls habe ich aus anderer Mund über die Liebe manches vernommen — vielleicht von der schönen Sappho, vielleicht vom weisen Anakreon, vielleicht von irgend welchen Schriftstellern. Da ich es nicht genau weiß, wer zeugt mir also dafür? Mein

eigenes Herz, du Glücklicher, mein Herz ist mir ganz voll davon, und ich fühle in mir, daß ich anderes dagegen sagen könnte und nicht durchaus Wertloses. Ich habe es nicht von mir, das weiß ich; ich kenne ja meine Unwissenheit. Aber mir ist wenigstens geblieben, aus fremden Quellen alles in mich zu lassen wie in ein Gefäß. Allerdings bin ich wiederum so einfältig, daß ich — noch einmal — ganz vergessen habe, wie und von wem allem ich vernommen, was jetzt in mir liegt.

Phaidros: Aber das ist ja ausgezeichnet. Du willst mir also, auch wenn ich dich dazu zwingen, nicht sagen, von wem und wo du es vernommen hast, gut, gut! Dafür aber wirst du nun tun, wozu du dich für fähig erklärt hast: du wirst es übernehmen, eine bessere, gleich lange und ganz neue Rede zu halten. Ich verspreche dir meinerseits, gleich den neun Archonten zwei goldene Bildsäulen in Lebensgröße nach Delphi zu stiften, deine und meine.

Sokrates: O du bist liebenswürdig und jetzt schon ganz aus Gold, Phaidros, wenn du glaubst, ich behaupte, Lysias hätte von Anfang bis zu Ende alles verfehlt, und ich wäre imstande, auf seine Rede mit einer in allem Einzelnen ganz neuen zu erwidern. So etwas kann doch nicht einmal dem erbärmlichsten Schriftsteller widerfahren. Zum Beispiel — es betrifft gleich den Gegenstand der ganzen Rede —: wenn da einer behauptet: du sollst dich lieber einem, der nicht liebt, als einem, der dich liebt, hingeben und dabei nur übergeht, des Ersten Vorsicht zu loben und des Zweiten

Torheit zu tadeln, weil so etwas selbstverständlich sei, was, glaubst du, könnte man dagegen noch einwenden? Ich meine, das Selbstverständliche müsse man jedem Redner vorgeben und nachsehen. Allerdings darf man dann nicht seine Erfindung, sondern höchstens seinen Plan anerkennen. Nur an allem nicht Selbstverständlichen, am Entlegenen, Neuen muß du neben dem Plane auch die Erfindung loben.

Phaidros: Das gebe ich zu. Was du sagst, ist recht und billig. Machen wir es nun so: Daß der Verliebte sich dem gegenüber, der nicht liebt, in einem krankhaften Zustand befinde, das gebe ich dir vor. Wenn du nun in allem Übrigen mehr und Würdigeres als Lysias zu sagen weißt, dann soll noch deine Statue, aus Gold geschlagen, in Olympia neben der Stiftung des Kypseliden stehen.

Sokrates: Ich sehe, du machst Ernst, Phaidros, weil ich, nur um dich ein wenig zu ärgern, deinem Geliebten zugesetzt habe. Glaubst du aber wirklich, ich werde den Mut haben, mich mit Lysias zu messen?

Phaidros: Sokrates, du bist in deine eigenen Schlingen geraten. Rede auf alle Fälle, so gut du kannst! Nimm dich in acht, daß wir uns nicht gleich Komödianten unsere Worte zurückgeben; bringe mich nicht so weit, dir mit denselben Worten zu kommen, mit welchen du mir vorhin kamst: Wenn ich Sokrates nicht kenne, dann kenne ich mich selbst nicht mehr, und weil Sokrates gar so begierig darauf ist, seine Rede zu halten, darum ziert er sich! Vergiß nicht! wir rühren uns nicht eher von hier, bis du nicht alles

gesagt hast, wovon dir nach deinen eigenen Worten das Herz voll ist. Wir sind hier ganz allein, niemand kann uns sehen, und ich bin der Stärkere und Jüngere. Entnimm daraus alles Nötige und sprich lieber freiwillig, bevor ich Gewalt brauche!

Sokrates: Ja, aber, du seliger Phaidros, werde ich dir nicht einfach lächerlich erscheinen, wenn ich, ein Laie, nach diesem großen Meister und noch dazu, ohne mich vorbereitet zu haben, das Wort nehme?

Phaidros: Du weißt, woran du mit mir bist. Laß also die Ausreden! Sonst habe ich, was dich zwingen könnte

Sokrates: Sprich es nicht aus, sprich es nicht aus!

Phaidros: O ja, ich will es aussprechen. Und was ich sage, sei auch geschworen! Ich schwöre — bei wem? bei welchem Gott? oder soll ich bei der Platane hier schwören? ... ich schwöre also bei der Platane: wenn du mir jetzt auf der Stelle nicht deine Rede hältst, so werde ich dir niemals mehr eine andere Rede zeigen oder gar vorlesen, niemals. Nun, was sagst du dazu?

Sokrates: Du bist ein kleiner Teufel, Phaidros. Wie schlau hast du jetzt nicht das Mittel gefunden, dir einen Mann gefügig zu machen, der Reden über alles liebt!

Phaidros: Warum drehst du dich so? Was hast du?

Sokrates: O nichts! Du hast ja geschworen! Und wie könnte ich jetzt auf alles verzichten!

Phaidros: Rede also!

Sokrates: Weißt du, wie ich es machen werde?

Phaidros: Wie?

Sokrates: Ich werde mit verhülltem Antlitz reden, damit ich durch meine Rede so schnell wie möglich laufe und nicht vor Scham vergehe, wenn ich dir ins Auge blicke.

Phaidros: Sprich nur! Das andere mache, wie du willst!

Sokrates: So helft ihr mir denn, Musen, zu den Worten, die dieser Gute hier nur darum von mir will, damit sein Freund, der ihm vorhin schon so weise vorkam, ihm dann noch weiser erscheine!

Es war einmal ein Knabe, vielmehr ein Jüngling; er war sehr schön, und gar viele waren in ihn verliebt. Einer aber unter diesen war gerieben, und obwohl er den Jüngling um nichts weniger als die anderen liebte, machte er ihm weis, er liebe ihn nicht. Und da er ihn haben wollte, so suchte er ihn davon zu überzeugen, ein Jüngling sollte sich lieber dem hingeben, der ihn nicht liebt, als dem, der ihn liebt. Und er begann darum also: Mein lieber Junge, wenn einer einen Rat geben soll, so muß er gleich zu Anfang wissen, was er eigentlich will. Denn sonst verfehlt er notwendig auch alles Folgende. Die Meisten wissen natürlich nicht, daß sie eben das Wesentliche an einer Sache nicht kennen. Und darum, als wäre das Wesentliche selbstverständlich, einigen sie sich nicht erst zu Beginn einer Untersuchung und müssen freilich, wie es zu erwarten war, später dafür büßen; denn jetzt am Schlusse sind sie, weder jeder mit sich selbst, noch beide untereinander einig. Damit aber derselbe Fehler nicht auch uns, dir und mir, unter-

laufe, und da wir es nun einmal voraussetzen, daß ein Jüngling sich besser dem, der ihn nicht liebt, als dem Verliebten hingebe, müssen wir uns zuerst über die Liebe selbst, ihr Wesen und Wirken, bestimmt einigen. Von da aus dürfen wir dann die Untersuchung weiter tragen und sehen, ob die Liebe schädlich oder ob sie nützlich sei. Nicht wahr? Also!

Daß die Liebe eine Sucht in uns ist, das weiß jeder; und daß auch die, welche nicht lieben, nach dem Schönen sich sehnen, auch das ist schließlich allen klar. Wie sollen wir also vom Verliebten den, der nicht liebt, unterscheiden? Freund, es herrschen zwei Mächte in jedem von uns, sie führen uns, und beiden folgen wir stets dorthin, wohin sie uns eben führen. Zwei Mächte also: und die eine ist die Sucht nach dem, was uns vergnügt, sie ist dir angeboren; und die andere ist der gute Vorsatz, er ist erworben. Beide Mächte sind bald untereinander einig, bald aber liegen sie miteinander im Streit, und dann im Streite siegt heute die eine, morgen die andere; die Mächte wechseln. Der gute Vorsatz, der uns mit allerhand Gründen zur Tugend bringt, heißt auch die Sitte, sie mäßigt uns; die Sucht aber, die uns grundlos zu Vergnügen reißt, das ist die Unzucht, sie überwältigt dich. Die Unzucht, sie hat viele Namen und viele Glieder und viele Gestalten. Aber eine von diesen vielen Gestalten herrscht stets in diesem oder jenem Menschen, und in dem sie steckt, ihm gibt sie dann auch ihren Namen — keinen edlen und rühmlichen, wie du dir denken kannst. Die Sucht etwa, die vor einer gedeckten Tafel über alle

Gründe der Vernunft und auch über die anderen Begierden in uns siegt, heißt Völlerei, und in dem sie steckt, der wird dann ein Völller genannt. Oder: Die Sucht, die uns zum Sklaven des Weines macht und den, in welchem sie steckt, nach eigenem Willen regieret du kennst ihren Namen. Und es versteht sich ebenso von selbst, welche Namen weiter die verwandten Begierden, und wie sie diese stets nach der einen herrschenden Sucht führen werden. Auf welche Sucht wir aber damit eigentlich zielen, dürftest du schon ahnen. Was man aber ausspricht, ist schließlich deutlicher als das, was man verschweigt. Merke also auf! Ich sage: jene Sucht, die ohne gründlichen, das für uns Beste stets erstrebenden Vorsatz uns durchaus beherrscht und zum Genusse der Schönheit treibt, jener durch die ihm verwandten Begierden noch lebhaft belebte, endlich sieghafte Trieb zu schönen Leibern heißt, indem er von dieser Belebung selbst den Namen nimmt, Liebe, jene ganze Sucht und jener ganze Trieb wird kurz Liebe genannt!

Phaidros, sage, ist dir es nicht auch so, als sei der Gott über mich gekommen?

Phaidros: Ja, Sokrates; und ganz gegen deine Gewohnheit hat dich der Strom deiner Worte mitgerissen.

Sokrates: So höre weiter und unterbrich mich nicht! Ich sage dir, wahrhaftig an diesem Orte weilen Götter. Wundere dich also nicht, wenn ich auch fernerhin dir oft wie von Nymphen verzückt erscheinen werde! Ich spreche ja beinahe schon in Dithyramben.

Phaidros: Ja, Sokrates, du sprichst beinahe schon in Dithyramben.

Sokrates: Und das ist deine Schuld, deine, Phaidros! Aber höre weiter! Vielleicht kann ich dem Anfall jetzt wehren; doch wir wollen das ganz Gott überlassen. Kehren wir wieder zu unserem Jüngling zurück!

So sei es, Bester! Worüber wir uns einigen mußten, das haben wir ausgesprochen und bestimmt, und mit Rücksicht darauf mögen wir nun vom Nutzen und vom Schaden sprechen, die naturgemäß aus beiden, dem Verliebten und dem, der nicht liebt, für den Geliebten erwachsen. Jeder nun, den diese Sucht beherrscht, jeder, der diesem Vergnügen fröhnt, wird sich notwendig den Geliebten so bequem wie möglich machen wollen. Dem Kranken ist ja alles angenehm, was ihn nicht spannt; wer krank ist, der haßt alles ihm Ebenbürtige oder Überlegene. Der Verliebte wird also durchaus nicht vertragen, daß der Geliebte ihm ebenbürtig oder gar überlegen sei; ja er wird mit allen Kräften daran arbeiten, daß der Geliebte ihm unterliege und recht hilflos werde: der Unwissende etwa ist dem Gebildeten, der Feige dem Tapferen, der Unberedte dem Redegewandten und der schwerfällige Geist endlich dem scharfen unterlegen. Und siehe, an allen diesen und an noch größeren Mängeln wird der Verliebte sein Vergnügen haben, ob sie nun dem Geliebten angeboren sind oder in ihm erst entstehen; ja im Notfalle wird er sie eben züchten, denn sonst könnte der große Herr seine

augenblickliche Lust am Geliebten bald verlieren. Und weiter: der Verliebte ist natürlich auch eifersüchtig und hält den Geliebten von jedem Umgang ab, durch den dieser zum Manne reifen könnte. Der Verliebte schadet dem Jüngling daher auch nirgends so sehr, wie dort, wo dieser zu einem Begriffe der Vernunft kommen könnte: gerade die göttliche Philosophie muß er dem Geliebten verleiden; ja, das wird seine allergrößte Sorge sein, denn sonst fürchtet er, einfach verachtet zu werden. Kurz, er wird kein Mittel schonen, auf daß der Geliebte recht dumm und gedankenlos bleibe und in allem nur auf ihn blicke; denn so und nur so wird er des Verliebten Wollust bequem sein und sich selbst damit verderben.

Dem Geiste des Jünglings also wird der Verliebte sich durchaus nicht nützlich mitteilen, ihn kann er niemals fördern. Jetzt müssen wir aber noch sehen, wie der, welcher statt der Tugend dem Vergnügen folgt, für die Haltung und Körperpflege seines Mündels sorgt. Nun, auch hier haben wir ihn gleich sehr deutlich vor uns: Er mag natürlich keinen abgehärteten, in freier Luft aufgewachsenen Jüngling, das ist nicht sein Geschmack; nein, er hängt sich an den verwöhnten, wie im Schatten gezogenen, er läuft dem Jüngling nach, der nie männliche Mühen und den Schweiß der Arbeit erfahren hat, sondern gerne zarte, weibische Kost schmeckt und die Wangen schminkt und die Augen malt und sich mit allerlei künstlichen Dingen putzt; des natürlichen Schmuckes entbehrt er ja. Wir kennen alle die Mittel, die er gebraucht;

es lohnt sich nicht, sie aufzuzählen. Fassen wir aber die Hauptsache in einem Satz zusammen: Ein also zugerichteter Leib wird im Kriege und in allen Nöten den Feinden Mut machen; aber die eigenen Freunde, ja die Verliebten selbst — sie werden Angst vor ihm haben, Angst. Doch lassen wir das, es ist nur zu bekannt.

Ich will jetzt gleich sagen, welchen Schaden oder Nutzen an den Gütern im allgemeinen der Verkehr mit dem Verliebten, seine Vormundschaft nach sich zieht oder gewährt. Nun, das weiß wohl jeder, vor allem wohl auch der Verliebte selbst, daß er sich den Geliebten am liebsten ganz bar und beraubt alles dessen wünscht, was wahrhaft kostbar, sinnreich, ja göttlich in unserem Leben ist. Ohne Vater, ohne Mutter, ohne Verwandte überhaupt — ja so nimmt er ihn gerne; im Vater, in der Mutter, in den Verwandten sieht er nur Dinge, die seinem reizenden Verkehr im Wege stehen und ihn mißbilligen. Und wenn der Geliebte Gold hat und Schätze besitzt, auch dann dünkt er ihm weniger leicht zugänglich oder schwer zu halten. Daraus folgt also, daß er dem Geliebten jeden Besitz neiden und über jeden Verlust, den dieser erfährt, strahlen wird. Natürlich wird er ihn auch solange wie möglich unverheiratet, kinderlos und ohne Heim haben wollen, um die ihm so süße Frucht recht lange ganz allein für sich pflücken zu können.

Es gibt ja noch andere Übel in der Welt, aber irgend ein Gott hat uns dann stets in das Bittere

einen süßen Tropfen gemischt. Denke an den Schmeichler, dieses gefährliche Tier, diese entsetzliche Plage, aber dennoch — die Natur hat ihm einen gewissen Zauber gelassen, er wirkt! Und wer wird eine Hetäre nicht verurteilen und das ihr verwandte Gezücht und Gewerbe? Aber alles das kann einen Tag lang oft ganz angenehm sein. Nur der Verliebte muß, abgesehen von seiner sittlichen Schädlichkeit, schon durch seinen täglichen Umgang dem Geliebten widerwärtig werden. Gleich und gleich gesellt sich gerne: das ist ein altes Wort; die Altersgleichheit führt zu den gleichen Vergnügen und bindet darum Freunde. Doch auch Gleichaltrige können ihres Verkehres überdrüssig werden, der Zwang drückt, und das gilt für jedes Verhältnis. Aber grade im Verkehre mit dem Verliebten spricht sich neben dem Altersunterschied so recht der Zwang aus. Mache dir eine Vorstellung davon! hier steckt dann der Ältere bei dem Jüngeren und läßt diesen weder am Tag, noch bei Nacht gerne frei; Not und Gier sind seine Stacheln und jagen ihn in die Arme des Geliebten, denn er will ihn stets mit Augen sehen, ihn hören, berühren, kurz mit allen Sinnen an ihm haften; das macht ihm Vergnügen. Er klebt an ihm mit seiner ganzen Lust und tut ihm alles gerne. Welchen Ersatz aber, frage ich, gibt er dem Geliebten, was hat der Geliebte, der die ganze Zeit an ihn gebunden ist, von ihm? Muß der Geliebte nicht bis zum Ekel getrieben werden, wenn er tagaus, tagein das alte, welke Gesicht um sich sieht? Und das Alter bringt noch anderes Häßliche mit sich; man spricht

schon nicht gerne davon, um wieviel widerwärtiger wird es nicht, wenn du es am Körper greifst. Dann — stets und überall darf der Geliebte vor Spähern auf der Hut sein, er muß sich taktlose und übertriebene Schmeicheleien gefallen lassen, und wenn ihm schon der Tadel des Nüchternen schwer zu ertragen scheint, so nimmt sich der Betrunkene gerade darin die schamloseste Freiheit.

Solange er also noch liebt, ist er schädlich und unerfreulich, das haben wir jetzt gesehen. Wenn die Liebe aber nachläßt, wird er immer unzuverlässiger. Er hatte anfangs natürlich viel unter Eiden versprochen und den dem Geliebten schon lange lästigen Verkehr nur mit deutlichen Hinweisen auf das Gute, das kommen soll, aufrecht erhalten können. Nun der Augenblick ist da; jetzt soll er alles einlösen. Was tut er aber? Er wechselt den Herrn; statt der tollen Liebe führen ihn auf einmal die Vernunft und Sitte, unser Freund ist plötzlich ein anderer geworden und hat den Geliebten vergessen. Der Geliebte nun fordert für alles von damals den Dank und erinnert ihn an ihre Gespräche, an Dinge, die zwischen ihnen geschehen sind; der Arme glaubt noch zum selben Menschen zu reden. Dieser wagt vor Scham weder zu sagen: „Ich bin eben ein anderer geworden“, noch ist er tatsächlich imstande, alle die Eide und Versprechen aus der Zeit seiner törichten Vormundschaft zu halten, denn jetzt, da er vernünftig geworden ist und sich selbst beherrscht, möchte er um keinen Preis in sein früheres Selbst zurückfallen und der Alte werden. Und so

bricht er denn entschlossen mit allem und reißt aus; nachdem er den Geliebten um alles, alles betrogen hat, reißt der Freund einfach aus. Du siehst, das Blatt hat sich gewendet: jetzt ist der Geliebte gezwungen, dem Verliebten nachzulaufen. Er ruft auch alle Götter bei Namen und flucht dem Freunde und verwünscht ihn. Nur ist es zu spät, denn er hätte von Anfang an wissen sollen, daß man sich nicht einem Verliebten und darum notwendig Irrsinnigen, sondern dem, der nicht liebt und vernünftig bleibt, hingeben solle. Denn sonst bist du an einen verlogenen, verdrießlichen, eifersüchtigen, widerwärtigen Menschen ausgeliefert, an einen Menschen gebunden, der an deinem Vermögen schmarotzt, deine Gesundheit untergräbt und deine Seele verdirbt. Gibt es etwas unter Göttern und Menschen Ehrwürdigeres als die Bildung der Seele? Er, der Verliebte, verdirbtsie. An das alles mußt du, mein Lieber, denken; du mußt wissen, daß die Freundschaft des Verliebten niemals von Wohlwollen begleitet ist, sondern daß sie wie ein Hunger ist und wie ein Durst, und daß die Verliebten den Jüngling lieben „wie die Wölfe das Lamm“, nicht anders, sei überzeugt!

Hier, Phaidros, hast du meine Rede! Ich will jetzt schließen; das ist alles, was du zu hören bekommst. *Phaidros:* Aber ich glaubte, du wärest erst in der Mitte und würdest jetzt in der anderen Hälfte von dem, der nicht liebt, reden, alle Vorteile eines solchen Verhältnisses aufzählen und sagen, warum diesem ein Jüngling sich hingeben solle. Weshalb also brichst du hier ab, Sokrates?

Sokrates: Ja, hast du denn nicht gefühlt, daß ich nicht mehr bloß verzückt, sondern wirklich in Versen sprach, trotzdem ich nur zu tadeln hatte. Wenn ich also jetzt damit anfinge, den anderen zu preisen, ja ich müßte darüber rein zum Dichter werden. Siehst du denn nicht ein, daß die Nymphen, denen du mich so listig ausgesetzt hast, mich dann ganz toll machen werden? Und darum will ich mich kurz fassen und sagen: der andere ist genau das Gegenteil vom ersten; was an diesem schlecht, ist an jenem gut. Braucht es dazu noch eine lange Rede? Was ich gesagt habe, genüge für beide. Und meine Mär mag das Schicksal haben, das sie verdient. Bevor du mir aber noch zusetzest, will ich über den Bach und mich davon machen. Leb wohl!

Phaidros: Nein, nein! Bleibe doch, bis die Hitze vorüber ist! Siehst du nicht, wir haben gerade Mittag? Warten wir doch noch! Unterhalten wir uns über die beiden Reden! Wir können ja gehen, wenn die Luft sich abgekühlt hat.

Sokrates: O du bist köstlich mit deinen Reden, Phaidros. Ich liebe dich! Niemand dürfte wohl mehr von allen Reden, die bis jetzt gesprochen wurden, auf dem Gewissen haben als du, ob du sie nun selbst gehalten oder nur veranlaßt hast. Simmias aus Theben, — ihn nehme ich noch aus; die anderen aber hast du alle überflügelt. Und damit ich dir es gestehe — vielleicht bist du mir auch jetzt die Veranlassung zu einer zweiten Rede. Es ist mir so.

Phaidros: Ah, das höre ich gerne. Doch zu welcher Rede?

Sokrates: Als ich eben über den Bach wollte, da kam mir mein altes Zeichen, die Stimme, die ich kenne — sie hält mich stets zurück, wenn ich etwas tun will — und mir war, als hörte ich sie sagen: „Gehe nicht von hier weg, bevor du nicht gestöhnt, was du an dem Gott verbochen hast!“ Du siehst, in mir steckt ein Seher, vielleicht kein durchaus zuverlässiger, aber ich bin wie die, welche eine schlechte Schrift schreiben: sie selbst wenigstens können sie lesen. Meinen Irrtum erkenne ich ganz. Freund, unsere Seele hat doch wirklich die Gabe der Seher! Schon während ich die Rede vorhin hielt, war mir die Seele ganz unruhig, und ich erfuhr deutlich die Angst des Ibykos: hätte ich am Ende gar die Furcht vor den Göttern für die Ehre vor den Menschen eingetauscht? Ja, mir war plötzlich Angst, Phaidros. Doch jetzt weiß ich den Irrtum, ich weiß ihn...

Phaidros: Ja, welchen Irrtum?

Sokrates: O Phaidros, entsetzlich ist die Rede. Die Reden sind ja entsetzlich, beide: sowohl die, welche du mir gebracht hast, als auch die andere, zu welcher ich von dir gezwungen wurde.

Phaidros: Ja, ich verstehe dich nicht.

Sokrates: Sie waren albern und gottlos, beides. Und gibt es etwas Entsetzlicheres, als albern und gottlos zugleich zu sein, sprich?

Phaidros: Nein, wenn es wirklich so ist.

Sokrates: Wie um Gotteswillen, glaubst du denn nicht mehr an Eros und Aphrodite?

Phaidros: Sie gelten vielen als Götter.

Sokrates: Aber nicht bei Lysias und nicht in der Rede, welche du dir aus meinem Munde gezaubert hast. Denn wenn Eros ein Gott ist, dann kann er kein Übel sein. Wir sprachen aber beide jetzt von Eros, als wäre er etwas ganz Böses. Und darin liegt der Irrtum, die Schuld gegen den Gott. Nebenbei war ihre Albernheit gar so ergötzlich: denn obwohl sie weder etwas Haltbares sagen, noch irgend eine Wahrheit aussprechen konnten, so taten sie doch damit gar groß, daß sie vielleicht ein paar Gecken täuschen und zum Beifall zwingen könnten. Ich aber, mein lieber Freund, muß mich jetzt rein waschen. Und es gibt eine alte Sühne für die, welche sich an der frommen Sage versündigt haben: Homer hatte zwar nichts von ihr gewußt, Stesichoros aber kannte sie. Auch er war, weil er Helena verleumdet hatte, des Lichtes der Augen beraubt; da er aber zu hören wußte, so blieb ihm die Ursache nicht verhüllt, nein; er schrieb die Verse, die du kennst:

Lüge war, was ich sagte.

Nie zogst du hin auf wohlgerundeten Schiffen,

Nie kamst du zu Trojas Burg.

Und nachdem Stesichoros seinen großen Widerruf gedichtet hatte, ward er im Augenblicke wieder sehend. Ich will darin vorsichtiger sein. Und bevor mir wegen Verleumdung der Liebe ein Leid widerfährt, will ich versuchen, nicht wie vorhin vor Scham verhüllt, sondern mit offenen Augen vor dem Gotte zu widerrufen. *Phaidros:* Und mir könntest du wahrhaftig keinen größeren Gefallen tun, Sokrates!

Sokrates: O guter Phaidros, jetzt empfindest du wohl selbst schon, wie schamlos die beiden Reden waren, die in deiner Rolle und die meine. Empfindest du es nicht? Wenn uns vorhin zufällig ein edler und milder Mensch, der liebt oder früher einmal geliebt war, alles das hätte sagen hören: die Verliebten hüben um kleiner Ursachen willen große Feindschaften an, die Verliebten wären voll Eifersucht auf ihre Geliebten und verdürben sie — ja, müßte er nicht glauben, die Sprache von Ruderknechten zu hören, die Sprache von Leuten, die niemals die Liebe frei erschaut hätten? So gar nicht würde er in unsere Vorwürfe einstimmen.

Phaidros: Bei Zeus, Sokrates, du hast am Ende recht.

Sokrates: Und ich schäme mich jetzt über alles und fürchte auch Eros, und darum will ich mir den schlechten Geschmack, den ich von meinen Worten noch auf der Zunge habe, mit einer reinen Rede wegspülen. Und ich rate auch Lysias, sich ja gleich hinzusetzen und zu schreiben: ein Jüngling soll sich lieber dem, der ihn liebt, als dem, der ihn nicht liebt, hingeben. Lysias hat alle Ursache.

Phaidros: Und er wird es auch tun, sei davon ganz überzeugt! Wenn du jetzt den Liebenden gepriesen haben wirst, will ich auf Lysias allen Zwang ausüben, daß er eine Rede gleichen Sinnes aufsetze.

Sokrates: Solange du so bleibst, wie du bist, will ich mich darauf verlassen.

Phaidros: So sprich also! Auf!

Sokrates: Wo ist aber der Knabe, zu dem ich vorhin sprach? Er soll mich auch jetzt hören, damit er nicht

etwan voreilig dem, der ihn nicht liebt, seine Gunst schenke.

Phaidros: Wenn du willst, er sitzt schon neben dir...

Sokrates: So wisse denn, schöner Jüngling! Die Rede vorhin war die Rede des Phaidros, und Phaidros ist ein Kind des eitlen Ruhmes und aus Myrrhina, der Stadt der Wollust und der Myrrhen. Was ich jetzt sagen will, stammt von Stesichoros, dem Sohn eines frommen Mannes, er ist in Himeros geboren, einer Stätte der Sehnsucht. Und dieser Sohn eines frommen Mannes sagt dir gleich: Es ist nicht wahr, daß ein Jüngling sich nicht dem Verliebten, sondern dem, der ihn nicht liebt, hingeben solle, weil jener wahnsinnig und dieser besonnen sei, es ist nicht wahr. Ja, wenn der Wahnsinn so ganz einfach ein Übel wäre, vielleicht würde er dann recht haben. Nun ist uns aber alles Größte im Wahnsinn geschehen, der Wahnsinn ist ein Geschenk der Götter. Die delphische Prophetin und Dodonas heilige Frauen haben in Hellas dem Einzelnen und den Stämmen viel und Schönes im Wahnsinn, wenig oder nichts besonnen errungen. Und soll ich noch die Sibyllen nennen und alle anderen, die da gottberauscht den Menschen geweissagt und die Natur also gerettet haben? Doch ich will nicht weit-schweifig sein. Aber das müssen wir offen bezeugen: auch die Alten, die doch den Dingen die Namen gaben, haben den Wahnsinn, die Mania, nicht für ein Häßliches, für schandbar gehalten. Denn hätten sie wohl sonst jene edelste Kunst, die uns die Zukunft deutet, mit diesem Wort Mania verflochten und sie Manik genannt? Nein,

nein, sei sicher: der Wahnsinn dünkte, wo immer er als göttliches Leben sich mitteilt, ihnen ein Edles, und darum gaben sie ihr diesen Namen. Wir Jüngeren, wir haben töricht das t eingeschoben und die Kunst Mantik genannt. Ein Ähnliches: die Alten hatten das besonnene Suchen der Zukunft im Fluge der Vögel und in anderen Zeichen, das da Sinn und Zusammenhang dem menschlichen Wähnen bringen soll, Wähnkunst, Oionistik, geheißен; wir heute aber dünken uns klüger und dehnen das o und nennen die Kunst Oiohnistik, die Kunst des Vogelschauens. Und um wieviel vollkommener und ehrwürdiger die Kunst des Sehers als die des Vogelschauers ist, im Namen und in der Sache, um so edler ist auch nach dem Zeugnis der Alten der Wahnsinn als die Besonnenheit, denn die Besonnenheit ist stets nur im Menschen, der Wahnsinn aber kommt von den Göttern.

Aber auch Leiden und schwerste Schuld, so diese von altem Götterzorne her in Geschlechtern gewütet haben, konnte der Wahnsinn bannen, wenn er über den Leidenden kam und aus ihm weissagte. Dieser nahm dann die Flucht zu Gebeten und heiligem Dienen, der Wahnsinn machte sühnend und Weihend den Menschen frei und erlöste den wahrhaft Ergriffenen für immer von seinen Leiden.

Dann haben wir noch die Begeisterung der Musen, den Wahnsinn, welchen die Musen über den Menschen bringen: er ergreift nur die zarte und unberührte Seele und weckt und berauscht sie zu Gesängen und hat tausend Taten der Alten herrlich gemacht und damit

die späteren Geschlechter erzogen. So einer aber ohne diesen Wahnsinn der Musen vor die Tore der Dichtkunst käme und meinte, er sei durch sein Talent ein Dichter geworden, der ist nicht echt und nicht erwählt, und sein besonnenes Dichten vergeht vor der Kunst des Wahnsinnigen.

Ich könnte dir noch lange von diesen und anderen Dingen reden, welche der Wahnsinn, so er von den Göttern kommt, vollendet. Wir haben also nichts zu fürchten, und keine Rede darf uns beunruhigen, die da behauptet, wir sollten uns nicht den Bewegten, sondern den Besonnenen zum Freunde machen; und nur der könnte uns den Preis des Sieges davontragen, der da bewiese, daß nicht zum Nutzen, nicht zum Heile die Liebe den Geliebten und Freunden gesandt sei. Uns ist es Pflicht das Gegenteil zu zeigen: zu zeigen, wie beiden gerade als freundlichstes Geschick von den Göttern dieser Wahnsinn gesandt wird. Die überklugen, großen Herrn in der Stadt werden es natürlich nicht glauben, wohl aber die, welche da weise und einfältig sind.

Zuerst aber müssen wir uns über die göttliche und menschliche Natur der Seele selbst und ihr Wirken und Leiden klar werden. Und ich beginne also:

Die Seele ist unsterblich. Denn alles ewig Bewegte ist unsterblich. Nur so ein Ding ein anderes bewegt und von einem anderen bewegt wird, kann es von der Bewegung und damit vom Leben ruhen. So aber ein Ding sich selbst bewegt, sich selbst gleichsam niemals verläßt, läßt es nicht die Bewegung und ist

auch den anderen Dingen, die da bewegt sind, die Quelle und der Anfang aller Bewegung.

Der Anfang ist ungeworden. Aus dem Anfang ist notwendig alles Gewordene geworden, der Anfang selbst ist aus Nichts geworden. Denn wenn auch der Anfang aus einem anderen werden sollte, so würde nichts aus dem Anfang geworden sein. Und da er ungeworden ist, so muß er auch unzerstörbar sein. Denn wiederum, wenn der Anfang verginge, so könnte weder ein Anfang, noch irgend etwas aus dem Anfange geworden sein, da alles aus dem Anfang kommen muß. So ist also, was sich selbst bewegt, Anfang aller Bewegung.

Und es ist unmöglich, daß das Selbstbewegte werde oder vergehe, denn dann würden der Himmel und die Schöpfung zusammenfallen und stille stehen und nicht mehr die Quelle finden, aus der sie die Bewegung schöpften.

Da wir nun das Unsterbliche als das aus sich selbst Bewegte erkannt haben, so dürfen wir ohne Scheu darin auch das Wesen und den Begriff der Seele sehen. Denn jeder Körper ist seelenlos, so er von außen bewegt wird, und nur was von innen, aus sich selbst die Bewegung hat, das ist beseelt: so will es die Seele. Noch einmal, wenn es wahr ist, daß die Seele nur das ist, was von sich selbst bewegt wird, so muß sie mit Notwendigkeit auch ungeworden und unsterblich sein.

Jetzt will ich vom Sinn und von der Gestalt der Seele reden. Wie die Seele wirklich ist, das ist lang,

und nur ein Göttermund könnte es rein aussprechen. Ihr Gleichnis ist kürzer, und wir Menschen dürfen es sagen. Und so will auch ich von der Seele im Gleichnis reden. Es gleicht die Seele einem Gespanne geflügelter Pferde mit einem Wagenlenker; Gespann und Wagenlenker seien ein Gebilde. Die Pferde und Wagenlenker der Götterseelen sind alle edel und aus edler Zucht. Die Pferde und Wagenlenker der anderen Seelen sind unterschieden: der Wagenlenker führt hier ein Zweigespann, und von seinen beiden Pferden ist das eine schön und fromm und aus edler Zucht, und das andere garstig und böse und aus gemeiner Zucht. Und darum ist es hier so schwer und ein so großer Verdruß, die Zügel zu halten. Das ist das Gleichnis.

Hier muß ich gleich versuchen zu sagen, warum wir Menschen sterbliche und die Götter unsterbliche Geschöpfe heißen. In jeder Seele lebt die Sorge um alles Unbeseelte, und die Seele jagt über den ganzen Himmel hin und wechselt die Gestalten. So die Seele vollkommen und geflügelt ist, trägt sie der Äther, und die Seele waltet oben der Ordnung der Welt. Aber andere Seelen verlieren die Flügel und treiben dann hin, bis sie auf ein Starres stoßen; und hier im irdischen Leibe baut sich diese Seele ihr Haus, und das ganze Gebilde von Körper und Seele, das nur durch die Kraft der Seele sich selbst bewegt, heißt ein sterbliches Geschöpf. Das unsterbliche aber können wir nicht begreifen; wir bilden, ohne ihn gesehen und erkannt zu haben, wir bilden uns den Gott nur als ein unsterbliches Geschöpf, das Seele und Körper

und beide für immer verwoben hat. In Wirklichkeit aber mag es sein und heißen, wie es dem Gott gefällt. Laß uns jetzt sehen, warum die Seele die Flügel verliert!

Wisse: es sind der Seele die Flügel gewachsen, damit sie das Schwere zum Himmel emporhebe dorthin, wo das Geschlecht der seligen Götter wohnt. Denn nur fliegend, nur im Fluge haben wir Anteil am Göttlichen. Alles Göttliche ist schön und weise und gut; vom Schönen und Weisen und Guten nähren sich und an diesem wachsen die Flügel der Seele, am Hässlichen und Bösen welken sie und fallen ab. Zeus, der große Führer im Himmel, treibt sein Gespann und fährt zuerst, denn er ordnet die Dinge und trägt ihre Sorge. Ihm folgt in elf Reihen das ganze Heer der Götter und Geister. Hestia hütet den Herd; die Götter aber, so sie in zwölf Ordnungen herrschen, führen jeder den Reigen, der dem Gotte gehorcht. Reich und selig ist, was sie hier schauen; reich und selig sind die Wege am Himmel, die das Geschlecht der heilen Götter eilt; hier tut jeder das Seine, und es folgt dem Gotte jeder stets gerne und mächtig, denn der Neid kann nicht in ihre Reihen. Wenn die Seelen zum Mahle wollen, dann führt sie der Weg ganz steil hinauf bis zu den Gewölben des Himmels. Die Gespanne der Götter — sie sind stets im Gleichgewicht und leicht lenkbar — gleiten ihn eilend empor, die anderen aber nehmen die Bahn nur mit grosser Mühe. Denn das Pferd aus gemeiner Zucht ist dann überlegen und reißt und drückt den Wagen zurück zur Erde, wenn es vom Wagenlenker nicht abgerichtet worden war,

und da hat nun die Seele ihre äußerste Not und den schwersten Kampf. Die Seelen der Unsterblichen aber, sie treten aus dem Himmel heraus, sobald sie seine Höhen erklommen haben, und stehen am Himmelsrücken, und mit den Göttern kreisen jetzt die Gewölbe, und die Götter schauen, was über dem Himmel lebt.

Kein Dichter hat je davon würdig gesungen, noch wird je ein Dichter es würdig tun. Da ich aber überall die Wahrheit will, so muß ich sie auch hier zu sagen den Mut haben. Wohin die Unsterblichen jetzt blicken, dort wohnt das große Sein: farblos und ohne Gestalt und ungreifbar, und nur der Lenker der Seele, der Geist, vermag es zu schauen, denn nur um dieses große Sein bemüht sich das wahre Wissen. Die göttliche Vernunft, mit Erkenntnis und reinem Wissen genährt, die Vernunft jeder Seele, so diese von dem gekostet hat, was ihr bekommt, sie sehen hier von Zeit zu Zeit wahrhaftig das Sein und sind heiter, sie schauen hier wahrhaftig die Wahrheit und werden ganz voll von ihr und frohlocken, bis sie den Kreis vollendet haben. Auf dieser Bahn da schaut die Seele die Gerechtigkeit, da schaut die Seele die Besonnenheit, hier erkennt die Seele — nicht jene Wissenschaft, die stets am Gegenstande wechselt und mit dem, was wir in der Zeit wirklich nennen, spielt, nein hier erkennt die Seele die Wissenschaft von dem, was wahrhaft und ewig da ist. Und dann erst, nachdem sie in diese Welt geblickt hat und mit der Wahrheit gespeist ward, taucht sie wieder in den Himmel unter und eilt nach Hause; der Wagenlenker führt die Pferde zur Krippe

und wirft ihnen Ambrosia vor und tränkt sie mit Nektar.

So, Freund, ist das Leben der Götter. Von den Seelen der Menschen — ach! nur die edelste unter ihnen hebt, dem Gotte folgend und sein Gleichnis, das Haupt des Wagenlenkers über den Himmel hinaus und umkreist mit den Göttern den Himmel. Doch ist sie stets von den Pferden gestört und schaut nur erschrocken und mit Mühe das Sein. Die andere wird bald gehoben, bald taucht sie unter, die Pferde zwingen sie, und die Seele sieht darum wohl einiges, jedoch vieles entgeht ihr. Die vielen Seelen nun: auch sie streben wohl empor den Göttern nach, aber ohnmächtig bleiben sie unter den kreisenden Gewölben und treten aufeinander und fallen, denn es will stets ein Gespann vor das andere. Und so entsteht denn unter ihnen die größte Verwirrung und Streit und Drangsal. Und wo die Lenker nichts taugen, dort lahmen die Pferde, und viele Seelen brechen ihre Flügel. Alle aber eilen nach eitler Mühe und ungeweiht mit dem Anblick des großen Seins davon und zehren unten auf Erden am Scheine.

Du fragst: warum wollen doch alle Seelen mit so großem Fleiße die Gefilde der Wahrheit sehen? So höre: Dort auf jenen lichten Flächen wächst die Weide des edelsten Teiles der Seele, und auf dieser Wiese finden die Flügel, welche die Seele beschwingen, ihr Futter. Und dann vor allem, eine ewige Satzung des Schicksals lautet also: So eine Seele in Gefolge des Gottes etwas vom Wahren geschaut hat, bleibe sie bis

zur nächsten Umfahrt gefeit, und die dieses Anblickes stets mächtig sei, sie bleibt ewig ungefährdet. So aber eine Seele dem Gotte nicht folgen kann und nichts sieht und durch ein Mißgeschick mit Vergessen und bösem Willen gefüllt und schwer wird und die Flügel verliert und zur Erde fällt, dann will das Gesetz, daß bei dieser ersten Geburt die Seele noch nicht in den Leib eines Tieres eingehe, nein, das Gesetz nennt neun Ordnungen der Seele und spricht: Jene Seele, die mehr als andere von der Wahrheit gesehen hat, wird auf Erden die Seele eines Weisen oder eines, der die Schönheit liebt, oder eines, der Künstler und zu lieben weiß. Die zweite in der Ordnung wird die Seele eines rechtmäßigen Königs oder eines Heerführers oder eines Staatsmannes; die dritte wird die Seele eines, der eine Stadt, ein Haus, ein Vermögen zu verwalten weiß; die vierte die Seele eines, der den Leib gerne übt und der Heilung der Kranken kundig ist; die fünfte die Seele eines Wahrsagers und Priesters; die sechste die Seele eines Poeten und Schauspielers; die siebente die Seele eines Handwerkers und Ackerbauers; die achte die Seele eines Sophisten und Volksschmeichlers; die neunte, die letzte in der Ordnung endlich wird auf Erden die Seele des Tyrannen. Und wer von allen diesen in seiner Ordnung würdig lebt, den trifft später ein besseres Los; der Unwürdige wählt ein schlimmeres.

In dasselbe Leben aber, aus dem sie kam, kehrt die Seele zehntausend Jahre lang nicht zurück. Vor dieser Zeit kann sie die Flügel nicht zurückerlangen,

es sei denn die Seele eines, der ohne List Philosoph ist und mit Weisheit die Jünglinge liebt. Die Seele des Philosophen und des Liebenden erlangt bei der dritten Fahrt die Flügel wieder, wenn sie dreimal hintereinander dasselbe Leben gewählt hat, und wird also im dreitausendsten Jahre wieder frei. Die vielen Seelen aber kommen alle nach ihrem ersten Leben vor das Gericht. Und von ihnen werden die einen dann in unterirdische Gefängnisse geworfen und büßen dort ihre Schuld ab, die anderen aber werden kraft des Urteils an irgend einen Ort des Himmels gehoben und leben dort der Würde ihres irdischen Daseins gemäß. Nach tausend Jahren aber ziehen beide, die guten und die bösen, neue Lose, und jeder wählt ein zweites Leben nach seinem Wunsche. Diesmal kann die menschliche Seele in den Leib eines Tieres kommen und vom Tiere, wenn sie früher im Menschen war, in den Menschen zurückkehren. Die Seele aber, welche nie etwas von der Wahrheit gesehen hat, sie darf nicht in die Gestalt eines Menschen zurück. Denn es muß der Mensch um das Allgemeine wissen und aus den vielen Wahrnehmungen vernünftig das Eine zu sammeln verstehen: das ist seine Erinnerung an jene hohen Dinge, welche die Seele schaute, da sie mit dem Gotte zog und, was uns für wirklich dünkt, verachtete und den Blick zum wahren Sein gehoben hatte. Und darum trägt mit Recht nur des Philosophen Seele die Flügel. Denn im Philosophen ist stets die Erinnerung stark an alles, das da den Gott füllt. Und wer immer dieser Erinnerung mäch-

tig bleibt, der hat die letzten Weihen empfangen, der ist wahrhaftig ein Vollendeter. Er tritt heraus aus allem Wirrsal und Bemühen der Menschen und gehört ganz seinem eigenen göttlichen Leben. Die Menge zeigt auf ihn mit dem Finger und schreit: „Er ist ein Narr, seht, ein Narr“, denn die Menge weiß nicht, daß der Gott ihn entzückt.

Meine Worte sollen nun zu dir von dem, was ich die vierte Art des Wahnsinns nannte, reden. So oft ein Mensch ein irdisch Schönes hier erblickt, so erinnert er sich der wahren Schönheit, und es wachsen ihm die Flügel, und er möchte auffliegen, wieder zu ihr; doch da ihn seine Flügel so hoch nicht tragen, so sieht er in die Luft gleich einem Vogel und vergißt, was um ihn unten lebt, und gilt für einen, der besessen ist. Aber ich sage dir, diese Gottseligkeit ist echt wie keine und das große Heil dessen, in welchem sie steckt, und jenes anderen, dem dieser sie mitteilt, und wer, also besessen und gottselig, mit diesem Wahnsinn die Schönheit liebt, der ist eben der Liebende, wie sie ihn nennen. Jede menschliche Seele hat oben die Wahrheit geschaut, das ist ihre Natur; ohne diesen Blick wäre sie nicht in das Geschöpf hier getreten. Aber auf Erden sich dieses hohen Daseins nur zu erinnern, schon das ist nicht jeder Seele gegeben; es ist jener Seele nicht gegeben, die nur einen schnellen Blick in das helle Licht hat werfen können, und es ist den vielen nicht gegeben, die unselig gefallen sind und hier dann, von Mitmenschen zum Bösen verführt, der heiligen Dinge von

dort oben vergessen. Wenige, nur wenige stets bleiben übrig, in denen die Erinnerung fortlebt. So oft aber diese ein Gleichnis der ewigen Schönheit hinieden erblicken, dann erschrecken sie und sind außer sich, sie wissen nicht, wie ihnen geschieht, denn ihr Auge ist blöde und geblendet, Die Gerechtigkeit und das Maß und, was sonst noch die Seele ehrt: das ist unsichtbar und ohne Licht, und wie mit trüben, dunklen Blicken sehen nur wenige schwach und nur in Bildern auf Erden das Echte. Oben, ja dort war die Schönheit offen und strahlend — damals, als wir im glücklichen Reigen, des Zeus und der anderen Götter Gesellen, des frohen und göttlichen Blickes genossen und jene Weißen empfingen, die ich mit Fug die Weißen der Seligen nenne, jene Weißen, die wir damals ganz rein feierten: unbefleckt von den Übeln, die weit in der Zukunft noch auf uns warteten, geheiligt mit reinen und unschuldigen und ruhigen und glücklichen Gesichtern, nicht schwer von dem, was wir unrein hinieden als Leib mit uns schleppen und worin wir wie Austern in den Muscheln schlafen. In frohem Erinnern und voll von Sehnsucht nach allem, was damals war, habe ich jetzt breiter gesprochen, verzeihe es mir!

Die Schönheit also flammte dort offen mit den himmlischen Gesichtern, hier unten dann empfangen wir ihren Blick durch den klarsten unserer Sinne. Denn kein Sinn ist schärfer als das Auge. Die Vernunft allerdings können wir nicht durch ihn wahrnehmen. Denn wenn uns die Vernunft oder sonst ein Liebenswertes in einem vom eigenen Lichte ganz

vollen Abbilde vor die Augen träte, dann würde uns eine entsetzliche Liebe danach verzehren, verzehren gleichwie ein großer Brand. Nur die Schönheit ist zugleich sichtbar und liebenswürdig, beides. Der Ungeweihte oder der Verdorbene wird nicht leicht zum Anblick der Schönheit selbst gebracht, wenn er ihr irdisches Abbild sieht. Er ist blind und weiß nicht zu verehren. Dem Vergnügen ergeben, befolgt er das Gesetz der vierfüssigen Tiere und zeugt Kinder, ja er scheut nicht die Unzucht und ist ohne Scham vor seinen widernatürlichen Begierden. Wenn aber der Geweihte, einer von jenen, die da oben viel geschaut haben, ein gottgleiches Antlitz, das jene große Schönheit spiegelt, oder die schöne Gestalt eines Körpers erblickt, bebt er auf, und eine heilige Angst fällt über ihn wie damals; dann erst sieht er hin und verehrt den Jüngling wie einen Gott; ja wenn er nicht den Schein des Narren meiden wollte, würde er dem Geliebten opfern — gleichwie vor einer Bildsäule, gleichwie einem Gotte. Doch indem er den Geliebten also anblickt, geht ein Wunderbares in ihm vor: der Schauer weicht und tritt in ungewöhnliche Hitze über, Schweiß bricht aus ihm; was von der Schönheit wie ausströmt, das fließt ihm ins Auge und netzt und wärmt die Flügel seiner Seele. Und bei dieser Wärme schmilzt alles Harte und Starre, das bisher den Durchbruch der Flügel gehindert hat, und siehe! die Wurzel des Flügels, der also Nahrung zufließt, wächst zum Kiel, und der Kiel federt sich zu den Flügeln, denn die Seele war einst ganz geflügelt, sie war einst ganz Flügel. So wird denn die Seele

heiß und kocht und wallt auf. Und gleichwie die Kinder, wenn sie Zähne bekommen, ein Jucken und Kitzeln am Zahnfleisch schmerzhaft empfinden, also leidetauch die Seele, welcher die Flügel wachsen: sie hat Fieber und ist gereizt und fühlt ein Jucken. So oft sie nun die Schönheit des Jünglings sieht, ergreift sie die Sehnsucht, und die Seele brennt an ihr auf und wird ganz warm und frei von den Schmerzen und jubelt. Doch wenn sie wieder von ihm getrennt ist und nach ihm dürstet, dann versiegen auch die Quellen der Flügel und schließen sich, und das Gefieder kann nicht blühen. Das Gefieder, zugleich mit der Sehnsucht verschlossen, klopft nun und springt wie der Puls und will heraus, so daß jetzt die Seele, von allen Seiten wie gestochen, vor Schmerzen wütet. Und nur die Erinnerung an das Schöne darf sie freuen. Da also Freude und Leiden in ihr gemischt sind, wird die Seele sich selbst fremd und unheimlich und rast hilflos und kann bei Nacht nicht schlafen und hat nirgends am Tage Ruhe, und sehnsüchtig eilt sie dorthin, wo sie den erblicken zu können glaubt, der die Schönheit hat. Und erst, wenn sie diesen sieht und den Weg gefunden hat, der ihre Sehnsucht hinüberführe, öffnet sich, was in ihr verschlossen war, und schöpft Luft, und die Seele wird die Pein der Stacheln los und genießt im Augenblicke der süßesten Lust. Und darum will sie auch nicht mehr vom Geliebten lassen, die Seele stellt nichts über ihn und vergißt die Eltern und Geschwister und Freunde, und wenn sie um ihn ihre ganze Habe verlöre, würde sie es nicht

achten; sie verschmäh't die Gewohnheiten und Sitten und alles, womit sie früher sich zierte, und ist bereit, dem Geliebten zu dienen und will bei dem Ersehten liegen und in seinen Armen sein. Die Seele verehrt ihn nicht nur, die Seele hat im Geliebten auch den Arzt ihrer schwersten Leiden gefunden.

Es sind oben viele Seelen vielen Göttern gefolgt. So oft nun einer aus dem Gefolge des Zeus hinieden von der Liebe ergriffen wird, so ist dieser mächtiger als die anderen, die Bürde des geflügelten Gottes zu tragen. Wenn aber die Liebe Seelen, die Ares gedient haben und mit Ares in den Welten gekreist sind, packt, und diese sich einbilden, vom Geliebten beleidigt worden zu sein, so greifen sie gleich zum Messer und sind schnell damit fertig, sich und den Geliebten dem Gotte wie ein Opfer zu schlachten. Denn es ehrt jeder den Gott, in dessen Chor er einst stand; es lebt jeder nach dem Ebenbilde seines Gottes, solange er unverdorben bleibt, seine erste Geburt; und wie sein Gott war, so verkehrt er auch mit dem Geliebten und seinen Nächsten. Nach seiner eigenen Art sucht jeder den Geliebten, und der Geliebte ist ihm wie ein Gott, und aus diesem Gotte macht er sich ein Bild und schmückt es, um es also zu ehren und darum zu schwärmen. Die Edlen des Zeus wählen ihre Geliebten unter denen, in deren Seele die Natur des Zeus lebt; sie sehen, ob der Geliebte einer ist, der die Weisheit liebt oder Herrscher zu sein weiß, und wenn sie einen solchen gefunden haben und lieben, dann tun sie alles, auf daß der Geliebte

seine Art behaupte. Sollten sie etwan selbst bisher ihren wahren Beruf versäumt haben, so holen sie jetzt alles nach und lernen, von wem sie können, und gehen dem Klugen nach. Und also in sich selbst dem gemeinsamen Gotte auf der Spur, fahren sie wohl, denn gemeinsam müssen sie nun zum Gotte aufblicken. An ihrem Gotte hängt ihr ganzes Erinnern, der Gott berauscht sie, und sie nehmen von Zeus ihre Art und ihre Wirkung, soweit es sich fügt, daß der Mensch am Gotte theilhabe. Und da sie zu allem im Geliebten die Ursache sehen, so lieben sie ihn doppelt: um seiner selbst und um Gottes Willen; und was sie aus Zeus geschöpft haben gleich den Bacchanten, die Milch und Honig und Wein aus dem Wasser der Quellen sich sogen, das alles gießen sie wieder in die Seele des Geliebten und machen so den Geliebten ihrem Gott ähnlich. Und die Hera gefolgt waren, sie suchen vor allem die königliche Natur unter den Geliebten und wirken auf ihn in der Weise der Göttin. Und jene aus der Schar des Apollon oder eines der übrigen Götter — auch sie suchen in der Spur ihres Gottes den Jüngling und ahmen den Gott nach und überreden zu dem Gotte den Jüngling und bilden ihn an der Tugend und dem Wesen des Gottes und leiten ihn, soweit das in ihrer Macht ist. Sie kennen nicht den Neid und die Eifersucht des Unfreien und versuchen es auf alle Art, den Geliebten nach sich selbst zu richten und dem Gotte, den sie ehren. Und diese Bereitwilligkeit der Liebenden und ihre Weihe wird, so sie ihr Streben wahrhaft vollenden, dem Geliebten zur

Schönheit und zum Heile, wenn er sich ergibt. Und wie wird der Geliebte sich ergeben?

Ich habe zu Beginn meiner Erzählung an jeder Seele drei Teile unterschieden, du erinnerst dich: die zwei Pferde und den Wagenlenker; es war nur ein Gleichnis, aber an das Gleichnis müssen wir uns zunächst noch halten. Das eine der beiden Pferde, sagte ich, sei fromm und das andere böse. Worin aber die Zucht des frommen und die Bosheit des bösen liegt, das haben wir noch nicht untersucht und müssen wir darum nachholen. Das Pferd edler Zucht nun ist schön gebaut, ein Schimmel mit hohem Hals und ausgebogenen Nüstern und ganz dunklen Augen; es ist voll Feuer und Ehrgeiz, aber doch nicht ohne Maß und Scheu; das fromme Pferd folgt gerne dem wahren Ruhme und braucht nicht die Peitsche, es fügt sich dem Wink und bloßen Worten. Das böse Pferd hingegen lahmt und ist plump und ganz ohne Rasse, ein hartköpfiger und kurzhalsiger Rappe mit aufgeworfenen, stumpfen Nüstern und grauen, blutunterlaufenen Augen. Und er ist frech, dieser Rappe, geil und verlogen, um die Ohren zottig und taub und kaum mit der Stachelpeitsche zu bändigen. Wenn nun der Wagenlenker den Geliebten erschaut und der Anblick des Geliebten ihm warm in die Seele fließt und die erwachte Sehnsucht ihn sticht wie mit vielen, vielen kleinen Spitzen, dann hält das fromme, folgsame Pferd an sich, um ja nicht auf den Geliebten gleich loszuspringen; die Scham bändigt es, auch hier. Das böse Pferd aber gehorcht weder den Stacheln noch Hieben,

es schlägt aus, jagt davon, reißt natürlich das fromme Pferd und den Wagenlenker mit sich fort und zwingt beide, mit ihm vor den Jüngling zu treten und diesen gleich daran zu erinnern: „Ich will dich haben. Sei mir zur Lust!“ Selbstverständlich haben sich der Wagenlenker und das fromme Pferd anfangs dagegen gestemmt, wie zwei, die zu so etwas Unsittlichem und Veruchtem nicht verführt werden wollen. Doch schließlich können sie der Bosheit nicht mehr wehren und lassen sich mit fortziehen und gehen auf alles ein, was seine Unzucht ihnen vorschlägt. So stehen sie vor dem Jüngling und werden des strahlenden Anblickes gewahr. Der Wagenlenker erinnert sich nun des wahren Wesens der Schönheit, und er schaut die große Schönheit, als stünde sie wieder und mit ihr die Besonnenheit auf geweihtem Grunde. Er sieht die Schönheit und scheut vor ihr, und in heiligem Schrecken fällt er zurück. Seine Zügel aber reißen damit die beiden Pferde so heftig nach rückwärts, daß diese auf die Hinterbeine fallen: das fromme willig und ohne Widerstand, das böse nur allzu unwillig. Das fromme Pferd ist ganz mit Schweiß bedeckt und hat die Seele in Scham und Staunen getaucht. Das böse Pferd aber, sowie es nur die Risse der Zügel und den Fall verschmerzt hat, schöpft Atem und schimpft frech und schilt den Wagenlenker und das fromme Pferd: „Ihr seid beides keine Männer und feige und habt euer Wort gebrochen.“ Und es will abermals in sie dringen, auf den Jüngling loszugehen und gibt nur ungerne nach, wenn diese bitten: „Schieb es doch vorläufig auf! Der Augen-

blick kommt ja noch.“ Wenn dieser Augenblick nun wirklich da ist und das böse Pferd beide an ihr Versprechen erinnert, der Wagenlenker und das fromme Pferd aber wiederum tun, als hätten sie es ganz vergessen, nun da zerzt das böse Pferd mit neuer Wut an der Zügel und wiehert und schäumt und bringt beide soweit, mit ihm noch einmal vor den Jüngling mit den alten Anträgen zu kommen. Ja, wenn sie diesem schon ganz nahe sind, duckt es den Hals und streckt den Schweif und beißt in die Zügel und zieht ganz schamlos am Wagen. Dem Wagenlenker ist jetzt schlimmer denn je zumute; gleichwie einer auf der Rennbahn vor dem Seil der Schranken, so prallt auch er hier vor dem Jüngling zurück und reißt mit aller Kraft die Zügel aus dem Gebiß des unzüchtigen Tieres und fetzt ihm die freche Zunge und die Kinnladen blutig und bringt es, Schenkel und Hüften, zu Boden. Wenn nun das elende Pferd das einigemal erfährt, dann läßt es endlich von seiner Unzucht und folgt ergeben der Zügel des Lenkers, ja es vergeht fast vor Furcht, so oft es nur den schönen Jüngling erblickt. Und so folgt denn nach und nach die ganze Seele des Verliebten dem Jüngling nur mit Scham und Scheu.

Wenn nun der Geliebte wie ein Gott die Huldigungen des tief Ergriffenen empfängt — er spielt nicht die Liebe, der Liebende, nein — und ihm sich wahlverwandt fühlt: sollten ihm auch früher die Kameraden oder Verwandten erwidert haben, es sei eine Schande, dem Verliebten entgegen zu kommen, ja sollte er den Verliebten darum anfangs selbst auch

abgewiesen haben, so werden ihn doch mit der Zeit das gleiche Alter und eine höchste Pflicht bestimmen, mit dem Liebenden umzugehen. Denn niemals und nirgends will es die Vorsehung, daß der Gemeine dem Gemeinen Freund und der Edle dem Edlen widrig sei. Der Jüngling hat also den Liebenden erhört und zu sich herangezogen, und sein erstes Empfinden ist wohl, daß er über den guten Willen des Liebenden, der ihm jetzt nahe ist, staunt, daß er fühlt, wie doch alles, was man Freundschaft unter seinen Kameraden und Verwandten genannt hat, nicht an die Neigung des einen göttlichen Freundes reiche. Und wenn diese Empfindung sich in ihm behauptet, und der Geliebte dem Liebenden stets näher, ja bei den Spielen und, wo sonst noch Jünglinge zusammen sind, mit ihm sogar in körperliche Berührung kommt, dann wird die Quelle des Stromes, den Zeus in seiner Liebe zu Ganymedes Sehnsucht nannte, reich und voll in den Liebenden fließen, und ein Teil wird in ihn sinken und ein anderer, da der Liebende erfüllt ist, überströmen. Und gleichwie ein Luftstrom oder das Echo von Felsen und Hängen dorthin zurückfallen, woher sie ausgegangen waren, so wird auch der Strom der Schönheit wieder in den Jüngling wie durch die Augen fließen und in die Seele, wo seine Quelle war, münden und dort die Wurzeln der Flügel baden und die Flügel treiben und auch die Seele des Geliebten ganz mit Liebe füllen. Ja, auch er liebt jetzt, der Geliebte liebt wieder, noch weiß er nicht was, er ist sich selbst fremd und findet die Worte nicht; ja es ist, als hätten seine Augen

sich am anderen entzündet, er kennt nicht die Ursache seines Leidens und sieht selbstvergessen sein eigenes Bild in den Augen des Liebenden wie in einem Spiegel. Wenn der Liebende bei ihm weilt, dann ist der Schmerz weg, sonst aber verlangt der Geliebte nach dem Freunde wie dieser nach ihm, denn auch der Geliebte spiegelt das Bild der Liebe im eigenen Herzen. Er spricht die Liebe aus, aber er meint noch, es sei nur Freundschaft. Auch der Geliebte sehnt sich — nur weniger heftig — dem Liebenden nahe zu sein, ihn zu sehen, zu berühren, mit ihm schön zu tun und zu schlafen, und er tut das alles auch bald, wie es ja zu erwarten war. Wenn nun beide stille zusammenliegen, dann meldet sich bald der böse Rappe des Liebenden und macht dem Wagenlenker Zeichen: er möchte endlich für die lange Entsagung ein wenig entschädigt werden. Der Rappe des Geliebten erwidert wohl nichts, denn der Geliebte umarmt wollüstig und fassungslos den Freund und küßt ihn — er liebt doch den, der ihm gut ist — und wäre jetzt nicht imstande dem Freunde, was auch immer es sei, zu versagen, wenn er ihn darum bäte; aber das fromme Pferd und der Wagenlenker des Freundes stemmen sich mit Scham und Vernunft dagegen. Es ist in ihre Hand gelegt: Wenn die Vernunft siegt und Freund und Geliebten zur Sitte und Philosophie bringt, dann führen sie ihrer selbst sicher und mit sich einig und züchtig hinieden ein seliges und friedfertiges Leben, denn sie haben in sich das Böse bezwungen und das Gute befreit. Nach dem Tode dann sind sie geflügelt und flink wie Vögel und

haben von den drei wahrhaft olympischen, himmlischen Siegen den einen errungen, und ein Glück, das größer, kann weder die irdische Vernunft noch der göttliche Wahnsinn dem Menschen verleihen. Oft allerdings ist die Art der Liebenden weniger edel, und beide geizen nicht selten mehr nach Ehre als nach Weisheit, dann mögen die beiden unzüchtigen Pferde sich leicht miteinander einigen und — beim Wein oder sonst in sorglosen Stunden — die unbewachten Seelen überraschen: sie wählen dann, was die Vielen so glücklich macht, und pflücken sich vom Leibe die Sünde. Und haben sie einmal davon gekostet, dann wiederholen sie es, wenn auch selten, da es schließlich doch ihrer Vernunft mißfällt. Aber auch sie sind Freunde trotz allem, sowohl jetzt als auch später, wann die Liebe sie nicht mehr bindet, denn sie glauben, doch gegenseitig die hehrsten Pfänder getauscht und sich verpflichtet zu haben, die Pfänder nicht mehr zurückzunehmen und sich zu verfeinden. Wenn das Ende kommt, dann sind sie wohl ohne Flügel, doch treten die Seelen aus dem Leibe mit dem Triebe nach Flügeln: auch ihnen also ist kein geringer Lohn für ihre Liebe und ihren Wahnsinn. Denn es gibt keine Satzung, die zur dunklen Reise unter der Erde jene Seelen verflucht, die schon auf Erden die himmlische Bahn begonnen haben; nein, ein Leben im Lichte wartet auch ihrer, und sie werden selig ihren Weg vereint eilen und in der Fülle der Zeit beflügelt werden und dieselben Flügel um der Liebe willen haben, denn auch sie haben geliebt, auch sie.

Diese großen und göttlichen Geschenke, o Jüngling, reicht dir die Freundschaft des Liebenden. Jene andere Vertraulichkeit deines Freundes, die mit so viel erbärmlicher Vernunft gemischt ist und karg gibt und karg nimmt und Unfreiheit, eine Tugend freilich, welche die Vielen preisen, in die Seele pflanzt, sie wird die Seele dir neuntausend Jahre auf der Erde herumjagen und endlich unten zum blöden Schatten machen.

Das, o geliebter Eros, ist mein Widerruf, nach meinen schwachen Kräften der schönste und würdigste, den ich dir leisten konnte; nur Phaidros zuliebe mußte ich allerdings oft wie ein Dichter reden, denn Phaidros hat das gerne. Verzeihe mir also, was dir vorhin mit uns geschah, und nimm, was ich jetzt gesprochen habe, gnädig hin und blende meine Augen nicht und entziehe mir nicht meine Kunst, die Kunst der Liebe, wenn ich sie so nennen darf — du hast sie mir verliehen — nein, sei nicht stolz und lasse von nun an mich noch mehr bei unseren schönen Jünglingen in Ehren und Ansehen sein! Wenn wir, Phaidros und ich, dir vorhin mit unseren Reden Verdruß bereitet haben, so bringe du auch Lysias — er, er hat uns verführt, du weißt es — von seinen häßlichen Reden und leite ihn zur Philosophie, wie du ja auch seinen Bruder Polemarchos zu ihr gebracht hast, damit auch Lysias' Freund hier neben mir nicht mehr wankelmütig sei wie jetzt noch, sondern mit wahrhaft weisen Reden bescheiden von heute an der Liebe sein Leben widme. *Phaidros*: Auch ich will mit dir darum bitten, Sokrates, wenn das alles uns wirklich zum besten gereicht. Bin

ich doch ganz erstaunt, um wieviel schöner dir diese Rede gelungen ist! Ja, ich fürchte fast, Lysias möchte mir gar jämmerlich vorkommen, wenn er jetzt auf diese Rede erwidern wollte. Denke dir! unlängst hat ihm ein Politiker dasselbe vorgeworfen und in seinem ganzen Pamphlet nicht anders von Lysias als von dem Redeschreiber gesprochen! Am Ende wird Lysias bei seinem Ehrgeiz das Schreiben ganz aufgeben, meinst du nicht auch?

Sokrates: Du bist herzlich, mein Lieber. Und du irrst dich sehr, wenn du deinen Freund für so empfindlich hältst. Glaubst du im übrigen wirklich, dieser Pamphletist habe es ernst mit seinem Vorwurf gemeint?

Phaidros: Es schien doch wenigstens so, Sokrates. Du weißt es schließlich selbst ganz gut, daß gerade die, welche die meiste Macht in der Stadt haben und die größte Verehrung hier genießen, sich schämen, Reden niederzuschreiben und Geschriebenes zu hinterlassen: sie fürchten alle, die Nachwelt könnte sie Sophisten heißen.

Sokrates: Die Trauben sind ihnen eben sauer, mein lieber Phaidros. Du scheinst das zu übersehen. Denn in Wirklichkeit sind gerade Politiker, die auf sich etwas halten, wie versessen darauf, ihre Reden auch niederzuschreiben und etwas Geschriebenes zu hinterlassen — wie du sagst. Ja, wenn sie eine Rede zu Papier bringen, dann tun sie gar schön mit den beifälligen Rezensenten und widmen ihnen die ganze Rede.

Phaidros: Wie meinst du das? Das ist mir ganz neu.

Sokrates: Ja, ist es dir neu, daß in der Rede eines Poli-

tikers zuerst stets die kommen, welche der Rede zustimmen?

Phaidros: Wie das?

Sokrates: Nun da heißt es doch jedesmal gleich zu Beginn einer jeden Rede: Es hat dem Rate oder dem Volke oder beiden gefallen, sie stimmen mir zu. Dann: der oder jener spricht: damit weist natürlich der Verfasser recht feierlich und selbstgefällig auf sich selbst. Endlich redet er und setzt seiner Partei die eigene Weisheit oft mit sehr vielen Worten auseinander. Ja glaubst du, sie tun es jemals anders? Alles das zusammen macht doch erst eine Rede.

Phaidros: Ja.

Sokrates: Und wenn sein Gesetz angenommen wird, dann geht der Poet froh aus dem Theater. Wird das Gesetz hingegen gestrichen oder der Redner gar nicht zugelassen und von vornherein für unfähig erklärt, dann trauern beide, der Poet und seine Mitspieler.

Phaidros: Ja, sie trauern, das ist wahr.

Sokrates: Es scheint also doch, daß diese Herrn ihr Geschäft durchaus nicht verachten; nein, nein, sie haben alle Bewunderung dafür.

Phaidros: Die größte!

Sokrates: Und denke weiter: wenn ein Redner oder ein König gar zur Macht eines Lykurgos oder Solon oder Dareios kommt und in seiner Stadt den Ruhm eines unsterblichen Schriftstellers erlangt, ja wird dieser Mann nicht bei Lebzeiten sich selbst und werden ihn später seine Nachkommen nicht, wenn sie auf seine Schriften sehen, für gottgleich halten?

Phaidros: Doch!

Sokrates: Glaubst du also noch immer, daß einer aus ihrer Gesellschaft, wie wenig er auch sonst für Lysias persönlich übrig habe, diesem vorwerfen werde, er schreibe seine Sachen nieder?

Phaidros: Nach allem ist das kaum wahrscheinlich; er würde sich schließlich selbst treffen.

Sokrates: So ist denn das Schreiben von Reden an und für sich offenbar keine Schande.

Phaidros: Wo liegt also dann die Schande?

Sokrates: Nun ich denke: wenn einer gemein und schlecht schreibt, nur das ist eine Schande.

Phaidros: Ja, das ist wahr.

Sokrates: Und weiter, woran erkennt man, was gut und was schlecht geschrieben sei? Müssen wir uns da erst von Lysias belehren lassen oder von irgend einem anderen, der da eine politische Schrift oder für persönliche Zwecke, in Versen oder in Prosa geschrieben hat oder noch schreiben wird?

Phaidros: Sokrates, du fragst, ob wir müssen? Natürlich! Wofür lebt man denn, frage ich jetzt — wenn nicht für diese Genüsse? Doch nicht für jene, denen stets erst Schmerzen und Entsagungen vorangehen, und das gilt beinahe für alle rein sinnlichen Vergnügen, für alle Vergnügen des Unfreien, des Sklaven, wie sie mit Recht genannt werden.

Sokrates: Nun wir haben auch Zeit zu deinen Vergnügen. Nebenbei — es scheint auch, daß die Zikaden, die über unserem Haupte zirpen und einander viel zu sagen haben wie immer im Sommer, uns zusehen.

Wenn sie nun wahrnähmen, daß wir jetzt gleich den meisten Menschen um Mittag, von ihrem Gesange eingelullt, träge schliefen, statt uns zu unterhalten, die lieben Tierchen würden uns mit Recht auslachen und glauben, Sklaven wären in ihren Hain gedrungen und wie die Schafe am Brunnen eingeschlafen. Hören sie uns dagegen reden, und sehen sie, daß wir von ihrem Gesange ebensowenig wie Odysseus vom Singen der Sirenen verzaubert werden, dann mögen sie uns wohl gerne davon geben, was sie von den Göttern als Geschenk für die Menschen erhalten haben?

Phaidros: Welches Geschenk, Sokrates? Ich habe nie etwas von einem Geschenk der Zikaden gehört.

Sokrates: Aber Phaidros, wer die Musen liebt, sollte doch davon gehört haben. Merke auf! Es heißt, daß vor langen Zeiten, bevor die Musen geboren waren, die Zikaden alle Menschen waren, Menschen wie wir. Als dann die Musen kamen und der Gesang der Musen an allen Orten erklang, da kamen diese Menschen vor Entzücken darüber so außer sich, daß sie bloß noch sangen und der Speise und des Trankes ganz vergaßen und gar nicht merkten, daß sie alle stürben. Und aus dem Grabe dieser Menschen erstand dann das Geschlecht der Zikaden, und die Musen haben ihnen die Gabe verliehen, ohne Nahrung zu leben und gleich zu singen und nur zu singen, zu singen, bis sie sterben. Nach dem Tode aber sollten sie alle zu den Musen kommen und den Musen sagen, wer von den Menschen unten sie und welche Muse der Künstler ehre. Terpsichore also bringen die Zikaden Kunde

vom Tänzer, so dieser sie unten ehrt; sie machen den Tänzer dann bei der Muse noch beliebter. Erato erzählen sie natürlich von den Verliebten; kurz für jede Muse haben sie Worte von dem, der sie besonders pflegt. Kalliope, der ältesten, und Urania, die gleich nach Kalliope kommt, künden sie den, der Philosophie treibt und mit der Philosophie die Muse ehrt. Denn diese beiden Musen, Kalliope und Urania, wissen viel vom Himmel und viel von Götterworten und den Reden der Menschen; sie haben die schönste Stimme. Du siehst also, warum gerade wir hier nicht schlafen dürfen, sondern reden müssen.

Phaidros: Ja, ja! Sprechen wir noch zusammen!

Sokrates: Gut, aber wie wir uns es vorgenommen haben: wir müssen untersuchen, was das eigentlich heiße, gut oder schlecht schreiben und reden.

Phaidros: Ja.

Sokrates: Nun denn, muß nicht für alles, was gut und würdig gesprochen sein soll, die erste Bedingung sein, daß der Redner die Wahrheit, ich sage, die Wahrheit über seinen Gegenstand wisse?

Phaidros: Nein! Ich wenigstens, mein lieber Sokrates, habe stets gehört, daß es für einen guten Redner durchaus nicht notwendig sei, zu erfahren, was das Wesentliche, die Wahrheit, wie du sagst, sei. Im Gegenteil, der gute Redner müsse kennen, was der Menge, die urteilen soll, gefällt; er müsse also gar nicht um das wirklich Bedeutende, sondern um das, was nur so scheint, wissen; nur damit, und niemals mit der Wahrheit sei er imstande, die Leute zu überreden.

Sokrates: Phaidros, das sind allerdings die Worte von sehr klugen Leuten, und wir dürfen sie nicht gleich verwerfen; denn man kann nie wissen. Ich will sie mir gesagt sein lassen.

Phaidros: Da tust du recht.

Sokrates: Prüfen wir also einmal ihre Behauptung!

Phaidros: Und wie?

Sokrates: Denke dir folgenden Fall: Du willst in den Krieg, und ich komme zu dir und sage: „Dazu brauchst du ein Pferd.“ Nun weiß aber keiner von uns beiden, was das sei: ein Pferd, und ich habe nur ganz zufällig herausbekommen: „Mein Freund, der in den Krieg will, meint, ein Pferd sei jenes Haustier, das da lange Ohren hat“

Phaidros: Das wäre aber doch zu lächerlich von mir.

Sokrates: Warte, Phaidros, sei nicht voreilig! Du dürftest erst lachen, wenn ich mit vielem Fleiß eine Lobrede auf den Esel ausarbeiten, den Esel Pferd nennen und dir einreden wollte, daß dieses Tier es wohl verdiene, im Stalle gut gehalten und dann in den Krieg mitgenommen zu werden, daß man von ihm herab gut kämpfen, daß es die Rüstung tragen könne und überhaupt zu allerlei brauchbar sei!

Phaidros: Allerdings, das wäre dann ganz lächerlich.

Sokrates: Ist es aber nicht besser, einen lächerlichen als einen gefährlichen Freund zu haben?

Phaidros: Ja, das glaube ich auch!

Sokrates: Wenn nun ein Redner, der nichts von Gut und Schlecht weiß, vor die Bürger, die ebenso wenig davon verstehen, tritt und ihnen, wenn nicht gerade

den Schatten eines Esels für ein Pferd, so doch das Schlechte für das Gute ausgibt und sie überredet, statt des Guten das Schlechte zu tun — er ist stets nur um die Meinung der Masse besorgt — welche Frucht, glaubst du, wird aus dieser verworfenen Saat die ganze Kunst der Redner ernten?

Phaidros: Wohl keine besonders edle!

Sokrates: Vielleicht aber, mein Guter, sind wir der Redekunst doch zu nahe getreten! Am Ende wird sie, die Kunst, uns erwidern: „Was schwätzt ihr nur wieder, ihr Käuze? Ich will ja gar nicht den, der die Wahrheit nicht kennt, die Wahrheit reden lehren, o nein: der Mann mag nur erst selbst die Wahrheit zu erfahren suchen, dann soll er zu mir kommen, dann. Das ist mein Rat und kein anderer. Und ich behaupte es zu meinem Ruhm: wenn einer auch die Wahrheit kennt, ohne mich wird er doch niemals fähig sein, wen auch immer von der Wahrheit zu überzeugen.“

Phaidros: Die Kunst hat vielleicht gar nicht ganz unrecht, wenn sie so spricht.

Sokrates: Ja, wenn ich nur auch im Weiteren Zeugen dafür finde, daß sie dann überhaupt noch eine Kunst sei. Leider kommen mir von da und dort welche, die da schwören, sie lüge und sei keine Kunst, sondern ein ganz kunstloses Getriebe. Der Lakedämonier ist der erste, der behauptet: eine Redekunst, die sich nicht an die Wahrheit hält, gibt es nicht und wird es nie geben.

Phaidros: Das muß erst bewiesen werden, Sokrates. Bringe mir deine Beweise und prüfe sie!

Sokrates: Kommt also, ihr Guten, kommt alle und sagt es dem schönen Phaidros einmal recht gründlich, daß er ohne Philosophie niemals und nirgends, worüber auch immer, etwas Rechtes werde sagen können. Antworte du mir, Phaidros!

Phaidros: Frage nur!

Sokrates: Ist die Redekunst ganz im allgemeinen nicht die Kunst, Seelen zu bezaubern, sie an Gründen zu leiten und zwar nicht nur in den Gerichtssälen oder bei öffentlichen Versammlungen, sondern auch im privaten Leben, wo es um Großes geht, und im Kleinen? Und ist die Wahrheit in geringfügigen Dingen nicht ebenso ehrwürdig wie in wichtigen? Hat man dir es anders gesagt?

Phaidros: Ja ganz anders! Man liest und hört doch überall, die Redekunst sei eine Kunst für Prozesse, für Volksversammlungen! Daß sie aber weiter greifen sollte, das ist mir ganz neu.

Sokrates: Hast du nie von der Kunst des Nestor oder des Odysseus gehört und von den Reden, die sie vor Ilion hielten, so oft sie gerade Zeit hatten? Und hat dir niemand von den Künsten des Palamedes erzählt?

Phaidros: Bei Zeus, nein, niemals, es sei denn, daß du mir jetzt aus Nestor einen Gorgias und aus Odysseus einen Thrasymachos oder Theodoros machen willst.

Sokrates: Vielleicht! Warum nicht? Aber lassen wir die! Nimm aber die Kläger und Angeklagten: was machen diese eigentlich in den Gerichtssälen? Sie widersprechen einander, sie streiten. Machen sie mehr?

Phaidros: Nein.

Sokrates: Und es handelt sich dabei stets um Recht und Unrecht.

Phaidros: Natürlich!

Sokrates: Und läßt, wer seine Kunst versteht, hier nicht stets ein und dasselbe jetzt als Recht und dann gleich, wenn er will, als Unrecht erscheinen? Und immer vor ein und demselben Publikum natürlich?

Phaidros: Ja.

Sokrates: Und wenn er zum Volke spricht, wird durch ihn den Bürgern nicht auch ein und dieselbe Sache bald gut, bald schlecht vorkommen?

Phaidros: Ja.

Sokrates: Und hat man uns nicht auch erzählt, daß Palamedes aus Elea so gewandt zu reden wußte, daß seinen Zuhörern sich ein und derselbe Gegenstand bald ähnlich, bald unähnlich, hier einfach, dort mannigfaltig, jetzt in Ruhe, jetzt bewegt erwies?

Phaidros: Auch ich habe davon gehört.

Sokrates: Also nicht nur in den Gerichtssälen und Volksversammlungen ist die Kunst der Rede und Gegenrede zu Hause; nein, es scheint, daß überall, wo es auf Worte ankommt, diejenige Kunst, wenn man sie so nennen darf, herrscht, welche es fertig bringt, alles mit allem zu vergleichen, was nur irgendwie verglichen werden kann, und die Vergleiche und Verstecke der Anderen ans Licht zu ziehen.

Phaidros: Wie meinst du das?

Sokrates: Ich glaube, so wird es dir klar werden: Wo fällt es dir leichter zu betrügen: bei großen oder bei kleinen Unterschieden?

Phaidros: Bei kleinen.

Sokrates: Das heißt also: Wenn du nur wenige Glieder überspringst, wirst du leichter unbemerkt ins Gegenteil kommen, als wenn du gleich einen großen Sprung machst?

Phaidros: Natürlich.

Sokrates: Wer also einen anderen, nicht sich selbst, täuschen will, der muß vor allem das Ähnliche und Unähnliche an den Dingen genau kennen.

Phaidros: Entschieden.

Sokrates: Und weiter: wer das Wesentliche einer Sache nicht kennt, wird der an ihr jeden größeren oder kleineren Grad von Ähnlichkeit mit anderen beobachten können?

Phaidros: Niemals.

Sokrates: Du siehst also ein, daß jedem, der über das Wesentliche nur Mutmaßungen hat, im Wesentlichen sich also täuschen läßt, ein Irrtum eben wegen gewisser Ähnlichkeiten leicht unterlaufen könne?

Phaidros: Ja.

Sokrates: Und ist der noch ein Künstler, der Ähnlichkeiten zuliebe so lange die Glieder einer Reihe überspringt, bis er von der Wahrheit einfach ins Gegenteil gekommen ist? Und weiter, kann einer überhaupt diesen Fehler vermeiden, wenn er die Wahrheit, das Wesentliche nicht kennt?

Phaidros: Nein.

Sokrates: Eine Redekunst also, welche um die Wahrheit nicht weiß und den Schein verfolgt, Freund, so etwas ist lächerlich, so etwas ist keine Kunst.

Phaidros: Du hast recht!

Sokrates: Willst du, daß wir uns jetzt in der Rede des Lysias, die du bei dir trägst, und in meiner das einmal ansehen, was in ihnen Kunst und was nicht Kunst darin ist?

Phaidros: Ich bitte dich darum. Denn bisher haben wir eigentlich nur in bloßen Begriffen, ohne deutliche Beispiele gesprochen.

Sokrates: Gott sei Dank! Die beiden Reden geben uns so recht ein Beispiel dafür, wie einer, der die Wahrheit weiß, die Hörer verführen könne, nur weil er mit den Worten spielt. Dafür mache ich aber, Phaidros, die Götter dieses Ortes verantwortlich. Vielleicht haben uns auch die Boten der Musen, die kleinen Sänger da über uns, diese Gabe verliehen; denn ich für meinen Teil bin in der Kunst der Rede ganz unschuldig.

Phaidros: Es mag sein; sage aber, wie du es meinst.

Sokrates: Lies mir also den Anfang in Lysias' Rede!

Phaidros: „Du weißt also, wie es mit mir steht, und du hast, wie ich meine, auch gehört, daß es uns beide nur fördern müsse, wenn du ebenso denkst wie ich. Weil ich also sozusagen nicht das Glück habe, in dich verliebt zu sein, darum glaube ich, mit meiner Bitte bei dir nicht Unglück zu haben. Denn siehe, die da verliebt sind, sie bereuen . . .“

Sokrates: Genug, genug, Liebster! Wir müssen also feststellen, worin Lysias fehlt und seine Kunst nichts taugt, nicht wahr?

Phaidros: Ja.

Sokrates: Wie soll ich also anfangen? Ist es nicht ganz selbstverständlich, daß wir stets über gewisse Dinge sofort einig, über andere aber zunächst im Widerspruch sind?

Phaidros: Ich glaube dich zu verstehen. Mache dich aber deutlicher!

Sokrates: Also: Wenn jemand das Wort Eisen oder Silber sagt, stellen wir uns da nicht gleich alle dasselbe darunter vor?

Phaidros: Ohne Zweifel.

Sokrates: Wie aber dann, wenn einer die Worte gerecht oder Gut nennt? Sind wir dann nicht sofort in zwei Lager geteilt? Sind wir nicht sofort unter- und miteinander über beide Begriffe uneinig?

Phaidros: Entschieden.

Sokrates: Also dort konnten wir uns einigen, hier können wir es nicht.

Phaidros: Ja.

Sokrates: In welchem von beiden Fällen sind wir nun leichter zu täuschen, und wo hat die Redekunst recht eigentlich Macht?

Phaidros: Dort offenbar, wo wir uns nicht gleich einigen können!

Sokrates: Wer also ein Meister der Redekunst sein will, muß der nicht zunächst die beiden Gebiete methodisch scheiden und beide deutlich kennzeichnen, sowohl dasjenige, in welchem die Menge notwendig unsicher ist, als auch jenes, worin sie nicht schwankt?

Phaidros. Allerdings nur so käme er wohl zu einer lebhaften Vorstellung.

Sokrates: Ja, dann dürfte es ihm nicht mehr entgehen, womit er es im einzelnen zu tun habe; er würde augenblicklich merken, in welches Gebiet sein Gegenstand gehört!

Phaidros: Wie also?

Sokrates: Die Liebe gehört doch zu diesen strittigen, zweifelhaften Gegenständen, nicht?

Phaidros: Ja, natürlich! Oder glaubst du, die Liebe hätte sichs gefallen lassen, daß man von ihr behauptet, zuerst sie sei Geliebten und Liebenden schädlich, und dann gleich darauf, sie sei das erhabenste aller Güter?

Sokrates: Das hast du schön gesagt! Aber noch etwas — ich war so weg, daß ich selbst mich dessen nicht erinnern kann — habe ich zu Beginn meiner Rede die Liebe auch definiert?

Phaidros: Ich denke wohl.

Sokrates: Also doch! Um wieviel besser als Lysias, der Sohn des Akumenos, müssen sich darum nicht des Acheloos Töchter, die Nymphen, und Pan, des Hermes Sohn, die mich begeistert hatten, auf die Kunst verstehen! Oder sollte ich mich irren? Vielleicht hat auch Lysias uns zu Beginn seiner Rede gezwungen, die Liebe als ein Ganzes zu nehmen und diesem Begriffe gemäß die ganze Rede geordnet und durchgeführt! Ich denke, du liest mir den Anfang noch einmal vor.

Phaidros: Wenn du willst. Aber was du suchst, wirst du in ihr nicht finden.

Sokrates: Lies nur, bitte, damit ich mich selbst davon überzeuge!

Phaidros: „Du weißt also, wie es mit mir steht, und du hast, wie ich meine, auch gehört, daß es uns beide nur fördern müsse, wenn du ebenso denkst wie ich. Weil ich sozusagen nicht das Glück habe, in dich verliebt zu sein, darum glaube ich, mit meiner Bitte bei dir nicht Unglück zu haben. Denn siehe, die da verliebt sind, sie bereuen bald ihre Liebe“

Sokrates: Allerdings finden wir hier nicht, was wir suchen. Er fängt falsch an und schwimmt gleichsam vom Ende aus auf dem Rücken die ganze Rede zurück; was der Liebende erst am Schlusse etwa dem Geliebten sagen könnte, damit beginnt er. Habe ich nicht recht, Phaidros, geliebtes Haupt?

Phaidros: Ja. Er beginnt damit, womit er schließen sollte.

Sokrates: Und dann weiter: hat Lysias nicht seine ganze Rede vor uns recht eigentlich ausgeschüttet? Ersiehst du vielleicht aus ihr, warum das an zweiter Stelle Gesagte auch wirklich an zweiter Stelle stehen mußte? Mir kam es immer vor — im Grunde verstehe ich ja nichts davon, vergiß das nicht — mir kam es immer vor, als hätte er einfach darauf losgeschrieben, was ihm eben einfiel! Oder fühlst du vielleicht im Stil die Notwendigkeit, mit der er das einzelne in eine gewisse Ordnung zueinander gebracht hätte?

Phaidros: Du bist sehr gnädig, Sokrates, wenn du mich für fähig hältst, das alles richtig zu beurteilen.

Sokrates: Aber du hast doch selbst gesagt, jede Rede müsse wie ein lebendiges Wesen organisch gebaut, ein Körper sein und Kopf und Fuß haben; Rumpf

und Glieder müßten zueinander und zum Ganzen passen.

Phaidros: Ja, natürlich!

Sokrates: Sieh dir aber, bitte, einmal die Rede deines Freundes an! Hält sie sich daran? Am Ende wirst du finden, daß sie sich gar nicht von jenem Epigramm unterscheidet, das die Leute dem Phrygier Midas aufs Grab geschrieben haben.

Phaidros: Welches Epigramm?

Sokrates: Es lautet so:

Eherne Jungfrau bin ich und ruh' auf dem Grabe des Midas.
Solange die Wasser strömen und hohe Bäume hier grünen,
Ruhig verweilend am vielumtrauerten Hügel
Verkünd' ich denen, die kommen: hier ist Midas begraben.

Daß es hier ganz gleichgiltig ist, mit welchem Vers man beginne oder schließe, das hast du doch gemerkt?

Phaidros: Ja, aber damit ziehst du doch die ganze Rede ins Lächerliche.

Sokrates: Nun so will ich dir nicht wehe tun. Lassen wir sie darum! Obwohl sie mir auch sonst noch voll von Beispielen zu sein scheint, aus denen einer, vorausgesetzt natürlich, daß er nicht versuchte, sie nachzuahmen, Nutzen ziehen könnte. Machen wir uns aber an meine beiden Reden! Auch sie enthalten manches Belehrende für einen, der erfahren möchte, was denn das heiße: reden.

Phaidros: Wie meinst du das?

Sokrates: Beide Reden haben einander widersprochen: das heißt: die eine hat behauptet, man müsse sich dem, der liebt, die andere, man müsse sich dem, der

nicht liebt, hingeben. Haben sie einander nicht widersprochen?

Phaidros: Ja, sogar sehr entschieden.

Sokrates: Sage lieber: wahnsinnig, wenn du die Wahrheit sagen willst. Denn was ich suchte, war gerade der Wahnsinn. Eine Art Wahnsinn, sagte ich, sei die Liebe. Nicht wahr?

Phaidros: Ja.

Sokrates: Und es gäbe zunächst zwei Hauptarten des Wahnsinns: die eine hänge mit Krankheiten des Menschen zusammen; die andere, wie soll ich es sagen, die andere sei ein göttliches Freisein von jeder Last und Fessel, von Gewohnheiten und von Gesetzen.

Phaidros: Ja.

Sokrates: Und an diesem göttlichen Wahnsinn wieder habe ich vier Unterarten unterschieden nach den vier Göttern: Der Wahnsinn der Seher, sagte ich, komme von Apollon, der Wahnsinn der Priester von Dionysos, der Wahnsinn der Dichter von den neun Musen, der Wahnsinn der Liebe endlich von Eros und Aphrodite, und dieser sei der edelste, und von ihm haben wir dann sehr lange in Bildern gesprochen. Es ist möglich, daß wir da und dort mit ihnen die Wahrheit trafen, oft und an vielen Stellen aber dürften wir sie gefehlt haben. Jedenfalls mischten wir also Wahrheit und Dichtung und feierten mit einer Art mythischen Hymnos maßvoll und fromm die Liebe, meinen und deinen Meister, Phaidros, den Schutzherrn schöner Jünglinge.

Phaidros: Und wie gerne habe ich dir da nicht zugehört!

Sokrates: Wie bin ich nun vom Tadel in das Lob übergegangen? Das sollten wir jetzt den beiden Reden selbst entnehmen.

Phaidros: Du machst mich neugierig.

Sokrates: Alles übrige nämlich erscheint mir daneben wie bloßes Spiel. Denn auch in diesen beiden ziemlich frei, spielend komponierten Reden leben zwei Prinzipien, und wer sie zu brauchen weiß, der hat meine Gunst.

Phaidros: Welche zwei Prinzipien?

Sokrates: Alles Zerstreute, alles Viele unter einen Begriff bringen, jeden Gegenstand abgrenzen und dadurch an ihm klar machen, was er eigentlich lehren wolle: das wäre das erste Prinzip. Ob nun in unserem Falle die Art, wie wir den Begriff der Liebe bestimmt haben, richtig oder falsch war: die Rede konnte jedenfalls erst darum, nach der Bestimmung des Begriffes, klar sein und brauchte sich nicht zu widersprechen.

Phaidros: Und das andere Prinzip?

Sokrates: Die Dinge so in Arten zerlegen, wie sie gewachsen sind, die Teile nicht brechen, wie das schlechte Köche tun: das ist das zweite Prinzip. Nachdem wir nämlich in beiden Reden das, was in uns unvernünftig ist, in einen Begriff gebracht hatten, haben wir, gleichwie aus einem und demselben Körper doppelte und doch gleiche Glieder wachsen, die linken und die rechten, in beiden Reden diesen einen, ganzen, lebendigen Begriff des Unvernünftigen in zwei Teile zerlegt. Der eine Teil ist gleichsam nach links gefallen, und auch diesen haben wir solange noch zerlegt, bis

wir sozusagen die Liebe zu linker Hand gefunden hatten und mit Recht verwerfen durften. Du erinnerst dich meiner ersten Rede. Die zweite Rede brachte uns auf den Wahnsinn, er ist auf der rechten Seite, und was wir fanden, heißt auch Liebe, ist aber göttlich, und wir feierten es als die Ursache höchster Güter.

Phaidros: Jetzt verstehe ich dich.

Sokrates: Und das liebe ich gar sehr, *Phaidros:* das Trennen und das Verbinden; darin bin ich ganz verliebt. Ich meine, dann sei ich überhaupt erst imstande zu denken und zu reden, wenn ich zugleich löse und binde Ja, so ich von einem vernehme, er sehe überall das Eine und das Viele, stets beides zugleich — wer immer es sei, Freund, ich laufe ihm nach, diesem Manne bin ich auf der Spur, als sei er ein Gott, ein Gott. Und die das können: das Eine und das Viele sehen, binden und lösen, sie nenne ich Dialektiker. Gott weiß, ob ich damit recht habe. Wie soll ich aber deine und des Lysias Schüler nennen? Sprich! Vielleicht ist eure Kunst auch die Kunst des Thrasymachos und seiner Sippe. Sie werden darin gar gewandt und richten sich auch ihre Schüler zum Reden ab, und diese, die Schüler, müssen ihren Meistern dafür dann Geschenke darbringen wie Königen.

Phaidros: Ja, es sind auch königliche Naturen; allerdings wissen sie gar nichts von dem, wonach du suchst. Mit Dialektik magst du deine Art richtig bezeichnen; aber darum haben wir noch immer nicht ihre Art erkannt, die Rhetorik!

Sokrates: Ich verstehe dich. Ja, es muß doch an ihr noch manches Gute übrig bleiben, manches, das schließlich auch Kunst ist. Und wir dürfen das nicht verwerfen, nein. Was bliebe also an ihr übrig? Suchen wir einmal danach!

Phaidros: Ich denke, sehr viel: alles, was du in den Büchern über sie finden kannst.

Sokrates: Gut, daß du mich daran erinnerst. Du meinst wohl „das Vorspiel“ oder wie sie es nennen, ich will sagen: die Worte, die eine Rede einleiten, das und die anderen Feinheiten, nicht wahr? Das meinst du wohl?

Phaidros: Ja das

Sokrates: Und dann kommt die „Erzählung“ selbst, und dann wieder treten die „Zeugen“ an und drittens die „Beweise“ und zuletzt sammelst du das „Wahrscheinliche“. Unser ausgezeichnete Byzantiner, dieser Tausendkünstler, spricht, wenn ich nicht irre, sogar noch von der „Probe“ und „Gegenprobe“.

Phaidros: Du sprichst vom großen Theodoros?

Sokrates: Ja, ich spreche vom großen Theodoros. Und die „Überführung“ und die „Überführung der Überführung“ bei der Anklage und Verteidigung, wie man das machen müsse. Soll ich dir auch den überaus edlen Euenos aus Paros zitieren, der die „leise Andeutung“ und das „versteckte Lob“ erfand? Die Leute sagen auch von ihm, daß er den „versteckten Tadel“ in Versen lehre, damit man sich ihn leichter merke. O, Euenos ist pfiffig. Und warum sollen wir uns nicht Tisias und Gorgias aufwecken? Beide finden, daß man das Wahrschein-

liche über das Wahre stellen müsse, beide wissen mit ihrer Rede das Kleine groß und das Große klein, das Alte neu und das Neue alt zu machen und haben zu guterletzt das Kunststück der unendlich kleinen und der unendlich großen Rede erfunden. Als aber Prodikos davon hörte, da lachte der Schelm auf und verkündete es ganz laut allen, er allein habe die Kunst gefunden — er, Prodikos; eine Rede dürfe weder zu kurz noch zu lang sein, eine Rede müsse sich ganz genau in der Mitte halten.

Phaidros: So ist es recht, Prodikos!

Sokrates: Und dann Hippias! Ich glaube, unser Gastfreund aus Elis wird Prodikos nicht widersprechen.

Phaidros: Nein, Hippias nicht.

Sokrates: Vergessen wir nicht Polos! Polos besaß einen ganzen Schatz von Kunststücken: die Doppelrede, die Spruchrede, die Bilderrede und alles Süße und Geschmackvolle, das Likymnios, sein Lehrer, ihm vermacht hatte.

Phaidros: Hat Protagoras nicht auch Ähnliches erfunden?

Sokrates: O ja, mein Lieber! Protagoras lehrte, wie man die Worte richtig zu setzen habe, und noch manches andere Schöne. Die Klagereden des Alters und der Armut — das alles hat der kräftige Chalkeдонier mit Kunst gemeistert. Und er war auch stolz darauf, die Menge empören und die Empörten wiederum mit seinem Zauber besänftigen zu können. Ja, nur er verstand das: recht zu verleumden und die Verleumdung gleich wieder zurückzunehmen. Über

den Schluß der Rede scheinen aber alle einig zu sein; die einen nennen ihn „Abgang“, andere anders.

Phaidros: Du meinst die Art und Weise, wie der Redner zuletzt die Hörer noch einmal im Zusammenhange an alles Vorhergegangene erinnert.

Sokrates: Das nun sind ihre Kunststücke. Weißt du vielleicht sonst noch andere?

Phaidros: Sie sind kaum einer Erwähnung wert.

Sokrates: Lassen wir es also dann! Und halten wir uns lieber einmal vor Augen, wie und unter welchen Umständen die Redekunst wirkt.

Phaidros: Ich denke, sie wirkt nirgends so stark wie in Volksversammlungen.

Sokrates: Ja, das ist wahr. Aber, Glücklicher, vielleicht wird dir das Gewebe, das sie dort spinnen, ebenso fadenscheinig vorkommen wie mir. Sieh nureinmal hin!

Phaidros: Sage, wie du das meinst!

Sokrates: Nimm an, es käme jemand zu deinem Freunde Eryximachos oder zu dessen Vater Akumenos — beide sind ja große Ärzte — und spräche: „Ich kann dem Menschen Mittel eingeben, die seinen Leiberhitzen und, wenn ich will, abkühlen; ich kann ihm Mittel eingeben, welche ihn zum Erbrechen oder Abführen bringen, ganz wie es mir gefällt, und ich kann im übrigen noch vieles, vieles andere mehr; und da ich das alles verstehe, so meine ich, selber ein Arzt zu sein und jeden, dem ich diese Kenntnisse übermittle, zum Arzte machen zu können.“ Was, glaubst du, würden diesem Manne Eryximachos und sein Vater Akumenos, die beide große Ärzte sind, erwidern?

Phaidros: Sie würden ihn fragen: „Weißt du wohl zunächst, wem und wann und in welchen Dosen du deine Mittel eingeben darfst?“

Sokrates: Und wenn unser Arzt antwortete: „Nein, ich weiß davon gar nichts, aber ich denke: wer von mir lernen will, muß das, wonach du fragst, von selber verstehen.“

Phaidros: Nun, dann würden Eryximachos und Akumenos wohl ausrufen: „Der Mann ist ja verrückt. Er glaubt ein Arzt zu sein, weil er einmal in Bücher geguckt hat und in Apotheken gekommen ist; von der Kunst selbst versteht er nichts.“

Sokrates: Und wenn jemand zu Sophokles oder Euripides käme und sagte: „Ich, ja ich kann über unbedeutende Gegenstände sehr viele und über bedeutende Gegenstände sehr wenig Worte machen; wenn ich will, weiß ich Klagen auszustoßen; wenn es mir paßt, zu drohen und zu erschrecken. Alles das und noch vieles andere ist mir ein Leichtes. Und ich kann schließlich auch jeden Menschen lehren, wie man Tragödien mache!“ Was würden diesem Kunden nun Sophokles und Euripides antworten?

Phaidros: Sophokles und Euripides würden ihn einfach auslachen, wenn er meint, die Tragödie sei etwas anderes als ein aus allen Teilen notwendig zu einem Ganzen gefügtes, einheitliches Gebilde.

Sokrates: Ja, aber sie würden nicht grob mit ihm sein, das nicht, Phaidros! Sondern gleichwie ein echter Musiker, wenn er einem begegnet, der in der Harmonie sehr tüchtig zu sein meint, weil er zufällig weiß,

wie man eine Saite hoch oder tief spanne, diesen Mann darum nicht gleich anfährt mit: O du Pinsel, du trüber Geselle, so werden auch sie unserem Tragöden nur sanft entgegen: „Freund, gewiß, das alles ist ja schön und unerläßlich, aber es braucht dich darum noch nicht zu hindern, von der Harmonie selbst gar nichts zu verstehen. Du magst vielleicht die notwendige Vorbildung haben, die Harmonie selbst — die hast du noch nicht.“

Phaidros: Das ist wahr.

Sokrates: Sowohl Sophokles, der Dichter, als auch Akumenos, der Arzt, würden also beiden beweisen, daß sie wohl die Vorbildung — dieser zur Tragödie, jener zur Heilkunde — hätten, daß aber darum weder dieser von der Tragödie, noch jener von der Heilkunde das geringste verstünden.

Phaidros: Ja.

Sokrates: Und weiter, wenn Adrastos, Adrastos mit der Honigstimme, und Perikles von allen den schönen Kunststückchen hörten: wie kurzen Reden, langen Reden, Bilderreden und allen den anderen, die wir vorhin durchgegangen sind, glaubst du, sie würden so hart sein wie wir beide und mit groben Worten auf die losgehen, welche das alles zu Papier bringen und als Redekunst andere lehren? Nein. Vielmehr, da sie klüger sind als wir, würden sie uns um den Mund fahren und sagen: „Phaidros und Sokrates, ihr dürft euch nicht so erregen, ihr müßt nachsichtig sein, wenn einige Leute, die in jeder Dialektik unerfahren sind und darum begrifflich nicht bestimmen können,

was die Redekunst sei, die Redekunst selbst gefunden zu haben glauben, nur weil sie zufällig einige unerläßliche Vorkenntnisse dazu besitzen; ihr müßt Geduld haben, wenn sie weiter auch der Ansicht sind, da sie ihre Kunststücke andere zu lehren wüßten, die Kunst selbst vollkommen mitteilen zu können, wenn sie endlich gestehen, daß alles Einzelne überzeugend vorbringen und daraus ein Ganzes bilden leicht und darum ganz die Aufgabe ihrer Schüler sei.“

Phaidros: Sokrates, ich fürchte, es verhält sich wirklich so mit allem, was diese Männer mündlich und schriftlich als Redekunst lehren. Du hast recht. Aber wie und wo kann einer sich dann die wahre Kunst der Rede und Überzeugung aneignen?

Sokrates: Was zunächst das Können, das Können bis zur Meisterschaft anbelangt, so wird es sich hier wohl wahrscheinlich, nein notwendig nicht anders als mit den anderen Künsten verhalten; das heißt: vorausgesetzt, daß du von der Natur die Anlagen zum Redner hast, so wirst du dann erst ein guter Redner, ein Redner, der andere überragt, sein, wenn du die Kunst wie eine Wissenschaft beherrschest und dich in ihr übst. Denn sonst bleibst du ein Stümper. Und soviel wissen wir entschieden: Der Weg, den Tisias und Thrasymachos weisen, dieser Weg führt nicht zur Kunst.

Phaidros: Und welcher denn?

Sokrates: Freund, Perikles hat es wohl zur Vollendung in der Beredsamkeit gebracht.

Phaidros: Und wie?

Sokrates: Alle großen Künste brauchen das, was die

gemeinen Leute gleich Spitzfindigkeit und Stern-deuterei nennen. Aber nur damit kann Schwung und Allgemeinheit in die Kunst kommen, und Perikles erwarb beides zu seinen natürlichen Gaben hinzu. Perikles stieß, glaube ich, zur rechten Zeit auf Anaxagoras, der das alles besaß, und so wurde er von einer großen Anschauung der Natur erfüllt und kam zu einer entschiedenen Einsicht in deren Sinn und Widersinn — denn gerade darüber liebte Anaxagoras zu reden — und nahm von alle dem, was seiner Kunst dienen konnte.

Phaidros: Erkläre dich deutlicher!

Sokrates: Es ist doch mit der Redekunst genau so wie mit der Heilkunde.

Phaidros: Wie also?

Sokrates: In beiden mußt du vor allem die Natur kennen, die Natur des menschlichen Körpers in der Heilkunde und die Natur der menschlichen Seele in der Redekunst, wenn du nicht einzig mit Schlichen oder bloßer Erfahrung, sondern auch mit Kunst dort durch Heilmittel und Nahrung dem menschlichen Körper Gesundheit und Kraft zuführen und hier durch Gründe und Beispiel der menschlichen Seele deine Überzeugung und die Tugend aufdrücken willst.

Phaidros: Ja, das ist wohl wahrscheinlich!

Sokrates: Und kannst du die Natur der menschlichen Seele erkennen ohne die Kenntnis des Ganzen?

Phaidros: Wenn man dem Asklepiaden Hippokrates glauben darf, so kann man ohne diese Methode auch über den menschlichen Körper nichts erfahren.

Sokrates: Du verstehst mich; Hippokrates hat recht. Aber wir müssen auch seine Gründe prüfen.

Phaidros: Das meine auch ich.

Sokrates: Was sagen also Hippokrates und die Vernunft über die Natur? Müssen wir nicht nach beiden zuerst zu erkennen trachten, ob das Ding, welches unsere Kunst meistern soll, und dessen Meisterschaft wir auch die anderen lehren wollen, einfach oder vielfach sei, und müssen wir nicht weiter im ersten Falle, wenn das Ding einfach ist, sowohl nach seiner Wirkung auf andere als auch nach der Rückwirkung der anderen suchen und im zweiten Falle, wenn das Ding vielfach ist, seine vielen Gestalten zählen und scheiden und wie beim Ganzen so auch bei den Teilen Wirkung und Rückwirkung erfahren, die Wirkung worauf und die Rückwirkung wovon?

Phaidros: Ja, das stimmt, Sokrates!

Sokrates: Und wer diesen Weg nicht nimmt, der geht wie ein ganz Blinder einher. Und der Künstler darf weder blind noch taub sein. Nein, wer zu anderen reden will, muß genau die Natur des Dinges, an das er sich wendet, er muß die Seele kennen. Ist das nicht klar?

Phaidros: Ja!

Sokrates: Sein ganzes Bemühen ist auf die Seele gerichtet. Die Seele sucht er zu überreden. Nicht?

Phaidros: Ja.

Sokrates: Und es versteht sich weiter von selbst, daß Thrasymachos oder jeder andere, der mit Fleiß die Redekunst lehrt, zuerst die Seele beschreiben und

uns zeigen müsse, ob die Seele ein einfaches und gleichartiges Wesen sei, oder ob sie gleich dem Körper viele Gestalten weise. Denn das erst, noch einmal, heißt die Natur eines Gegenstandes bestimmen.

Phaidros: Durchaus!

Sokrates: Und dann wird er uns sehen lassen, wie und worauf die Seele wirkt und welche Rückwirkung und woher sie diese von anderen erfährt.

Phaidros: Ja!

Sokrates: Endlich aber, sobald er die vielen Arten der Rede und der Seele und ihrer Leidenschaften übersieht, wird er urteilen, Rede und Seele in Übereinstimmung bringen und zu sagen wissen, welche Seele mit dieser oder jener Rede aus dieser oder jener Ursache notwendig überzeugt werden könne, und welche nicht, natürlich.

Phaidros: Das scheint allerdings der richtige Weg zu sein.

Sokrates: Ja, Freund. Sonst wirst du niemals als Künstler reden oder schreiben auf welchem Gebiete auch immer. Aber die das niederschreiben, was du gehört hast, sind allerdings sehr geschickte Leute; sie können alles, sie wissen auch sehr gut um die Natur der Seele, o ja, aber sie zeigen sie nur nicht, sie verbergen sie. Wir aber werden ihnen nie glauben, daß sie Künstler seien, es sei denn, daß sie auf folgende Art reden oder schreiben . . .

Phaidros: Auf welche Art?

Sokrates: Ich kann dir es natürlich nicht mit jedem Worte sagen. So gut es geht, will ich im allgemeinen

aussprechen, wie man reden oder schreiben müsse, wenn man ein Künstler sein will.

Phaidros: Sprich es also aus!

Sokrates: Da also die Wirkung einer Rede auf der Macht, auf dem Zauber über die Seele beruht, so muß, wer ein Meister sein will, notwendig zuerst die vielen Arten der Seelen kennen. Die Seelen sind verschieden: es gibt also so und so viele, solche und andere Arten der Seele, und die Menschen sind darum so und anders geworden. Wenn das einmal entschieden ist, so wird der Redner gleich so und so viele Arten der Rede haben, jede verschieden: das heißt, diese und jene Menschen können durch diese und jene Reden aus diesen und jenen Ursachen zu diesem und jenem überredet oder nicht überredet werden. Das alles muß er bei sich erwogen haben, dann erst mag er sich nach den in der Wirklichkeit gegebenen Fällen umsehen und diese mit jeder Aufmerksamkeit verfolgen; denn sonst würde er niemals über die Regeln der Schule hinauskommen. Kann er also auch sagen, wer und wie dieser Mensch überzeugt werden müsse, ist er ihm einmal so nahe gekommen, daß er sich gestehen darf: „Das ist er, so ist seine Natur, auf diese Natur wirken diese Worte, jetzt habe ich ihn leibhaftig vor mir, ich brauche für ihn diese Rede, um ihn dahin oder dorthin zu bringen“, ist er darin also ganz sicher, weiß er meinetwegen auch, wann er zu reden und wann er zu schweigen habe, wo er kurz sein und wo er klagen oder drohen müsse, und wann der Augenblick dafür gegeben oder nicht gegeben sei, dann,

Phaidros, ist seine Kunst edel und vollendet. Wenn er aber in dieser Weise weder selbst schreiben und reden noch andere lehren kann und trotzdem darauf besteht, daß er seine Kunst beherrsche, dann wird der recht behalten, der ihm kurz erwidert: Nein, Freund, du beherrschest sie nicht. Was sagt ihr also dazu, Phaidros und Sokrates, mag nun ein Schriftsteller fragen, wird man jetzt noch eine andere Redekunst gelten lassen dürfen?

Phaidros: Unmöglich, Sokrates! Allerdings machst du sie uns nicht leicht.

Sokrates: Ja, da hast du wohl recht. Und darum müssen wir die ganze Sache noch einmal recht erwägen und sehen, ob uns nicht etwa ein kürzerer und weniger beschwerlicher Weg zum Ziele führe. Es hat schließlich keinen Sinn, den langen und steilen Weg zu wählen, wenn ein kurzer und ebener sich bietet. Hast du vielleicht von Lysias oder einem anderen Freunde gehört, wie man den Weg abschneiden könnte? Erwähne dich und sag es mir dann!

Phaidros: Ich sollte wohl davon gehört haben, ja; aber augenblicklich fällt es mir nicht ein.

Sokrates: Soll ich dir die Ansicht eines sagen, der sich darauf versteht?

Phaidros: Ich bitte dich darum.

Sokrates: Ein Sprichwort sagt, es sei nur recht und billig, auch den Wolf zu hören.

Phaidros: Sprich also für den Wolf!

Sokrates: Der Wolf sagt: „Ihr dürft die Sache nicht gar so feierlich nehmen, macht euch doch nicht solche

Umstände. Ihr übertreibt.“ Wie wir selbst schon anfangs behauptet haben, wer ein tüchtiger Redner sein wolle, der brauche gar nicht die Wahrheit, die Wahrheit darüber, was im Menschen, in seinem Tun von Natur aus oder durch Erziehung gut und gerecht sei, ebenso meint es auch der Wolf: Es handelt sich in den Gerichtssälen gar nicht um die Wahrheit, sondern nur darum, was die Leute glauben. Und der Mensch glaubt stets nur an das Wahrscheinliche. Das Wahrscheinliche gefällt ihm, du mußt das Wahrscheinliche treffen, wenn du mit Kunst reden willst. Selbst das, was wirklich geschehen ist, dürfe man manchmal in der Anklage oder Verteidigung gar nicht sagen, wenn es nicht auch wahrscheinlich sei. Ja, ja, du mußt durchaus nur dem Wahrscheinlichen nachlaufen und die Wahrheit sitzen lassen. Und wer das durch die ganze Rede hindurch beobachtet, der hat dann Kunst in seiner Rede.

Phaidros: Ja, Sokrates, damit hast du sie wirklich getroffen, die sich da vor uns als Künstler aufspielen. Ich selbst habe daran gedacht, weil wir es ja am Anfang schon berührten; es scheint mir sehr wichtig zu sein.

Sokrates: Du hast dich doch emsig im Tisias umgetan, vielleicht kann Tisias uns sagen, ob das Wahrscheinliche etwas anderes sei als was eben der Menge gefällt.

Phaidros: Warum sollte gerade er es anders verstehen!

Sokrates: Tisias hat nämlich einen ganz außerordentlich klugen und geschickten Fall ersonnen: Ein schwacher, aber mutiger Mann schlägt einen starken, aber feigen,

nimmt ihm den Mantel oder sonst etwas weg und wird natürlich verklagt. Jetzt vor Gericht, behauptet Tisias, dürfe keiner von beiden die Wahrheit sagen, keiner: der Feige müsse behaupten, er sei von dem Mutigen nicht allein niedergeschlagen worden, es seien mehrere gegen ihn gewesen; der Mutige dagegen müsse sagen: „Nein, das ist nicht wahr“, er müsse darauf bestehen, „Wir sind allein gewesen“, und immer wieder damit anfangen: „Wie hätte ich, ein schwacher Mensch, mich an diesem starken Kerl hier vergreifen dürfen!“ Der Starke wird natürlich auch weiterhin seine Feigheit nicht eingestehen wollen und allerhand Lügen aufbringen und am Ende dem Beklagten doch einen Weg lassen, loszukommen. Du hast mich verstanden, und ähnlicher Schliche gibt es noch viele, glaubst du nicht?

Phaidros: Ja!

Sokrates: Die Kunst ist ja gefährlich, die uns hier Tisias oder, wer immer es sei und wie immer er heiße, aus dem Verborgenen gezogen hat. Sollten wir ihm hier nicht erwidern, Freund?

Phaidros: Und was?

Sokrates: Lange, Tisias, bevor du kamst, haben wir behauptet, daß das Wahrscheinliche wegen seiner Ähnlichkeit mit dem Wahren leicht in die Köpfe und Herzen der Menge eingehe. Auch wir haben alle möglichen Ähnlichkeiten untersucht, weil eben niemand sie besser zu finden versteht, als wer um die Wahrheit weiß. Wenn du uns also etwas anderes von deiner Kunst zu sagen hast, so wollen wir dich gerne hören;

wenn nicht, dann tun wir gut, uns weiter an das zu halten, was wir oben schon festgesetzt haben: Wenn einer nicht die Anlagen seiner Zuhörer zu schätzen weiß und das, was ist, in Begriffe zerlegen und das Einzelne wieder in Begriffen sammeln kann, so wird er niemals ein Künstler sein, soweit das überhaupt dem Menschen möglich ist. Und nicht ohne Arbeit wird er die Kunsterwerben, und nicht um den Menschen zu schmeicheln, wird der Einsichtige sich um die Kunst bemühen; nein, er wird reden, um den Göttern zu gefallen, und um der Götter willen wird er nach dem Maße seiner Kraft handeln. Und dem Tisias werden, die da weiser sind als wir, noch dazu sagen: Der Vernünftige darf im Bedeutenden nicht denen, die unfrei und gebunden sind wie wir alle, sondern nur guten und edlen Meistern gefällig sein . . . Daß der Weg dahin vielleicht lang sei, soll dich nicht wundern. Denn um hohe Dinge machen wir Umwege und nicht darum, weil es euch gerade beliebt. Dann allein, auf Umwegen, wird ihm das Große gelingen.

Phaidros: Du hast da etwas Herrliches gesagt, Sokrates. Wenn einer nur alles das vermöchte . . .

Sokrates: Ja wer nach dem Großen strebt, der muß leisten, was das Große fordert.

Phaidros: Ach ja!

Sokrates: Nun hätten wir das, was zur Kunst gehört, von dem, was nicht dazu gehört, geschieden.

Phaidros: Ja.

Sokrates: Und jetzt bleibt uns noch die Frage übrig: Sollen wir überhaupt schreiben? Kurz!

Phaidros: Beantworte dir also noch diese Frage!

Sokrates: Weißt du, wie einer besonders den Göttern wohlgefällig sein dürfte, ob er die Redekunst nun selber übe oder andere nur lehre?

Phaidros: Nein. Sage du es mir!

Sokrates: Ich habe einmal eine Geschichte aus alter Zeit gehört. Ob sie wahr sei oder nicht, das müssen die Alten wissen. Und schließlich, wenn wir selbst die Wahrheit wüßten, würden wir uns dann noch um die Geschichten der Menschen kümmern?

Phaidros: Selbstverständlich nicht; die Frage ist überflüssig, aber erzähle die Geschichte!

Sokrates: Zu Naukratis in Ägypten lebte einst ein alter Gott. Er hieß Theut, und ihm war der Vogel, den die Ägypter Ibis nennen, heilig. Der Gott hatte viel erfunden: die Arithmetik und die Logik, die Geometrie und Astronomie, das Brett- und Würfelspiel, vor allem aber die Schrift. König war damals über ganz Ägypten Thamos, er herrschte in der großen Stadt am oberen Nil, welche bei den Griechen das ägyptische Theben heißt. Wir nennen ja auch den Gott nicht Theut, sondern Ammon. Nun zu Thamos kam eines Tages Theut, der Gott, und wies ihm seine Künste und riet dem König, sie unter seinem ganzen Volke zu verbreiten. Der König fragte zuerst nach dem Nutzen jeder Erfindung, und nachdem ihm der Gott diesen an jeder erklärt hatte, so lobte der König, was ihm gut zu sein schien. Es heißt, Thamos hätte vieles für und wider jede Erfindung dem Gotte vorgebracht, doch es ist wohl zu lang, darauf näher ein-

zugehen. Als er aber auf die Schrift kam, da rief Theut, der Gott, gleich: „König, wenn deine Ägypter die Schrift lernen, dann werden sie weiser sein und ein besseres Gedächtnis haben. Mit der Schrift habe ich ein Mittel für beides gefunden: für die Weisheit und das Gedächtnis. Danke!“ Der König erwiderte: „O du überaus kluger Theut, eine Kunst erfinden und den Nutzen und Schaden berechnen, die aus der Kunst für denjenigen entspringen, der sie üben will, das ist nicht dasselbe! Du bist der Vater der Schrift, aber aus Liebe zu deinem Kinde erwartest du von ihm gerade das Gegenteil dessen, was dieses geben kann. Wer die Schrift gelernt haben wird, in dessen Seele wird zugleich mit ihr viel Vergeßlichkeit kommen, denn er wird das Gedächtnis vernachlässigen. Im Vertrauen auf die Schrift werden sich von nun an die Menschen an fremden Zeichen und nicht mehr aus sich selbst erinnern. Theut, du hast ein Mittel für die Erinnerung und nicht für das Gedächtnis gefunden. Theut, du bringst deinen Schülern den Schein einer großen Weisheit und nicht die Wahrheit. Deine Menschen werden jetzt viel, sehr viel lernen, aber alles ohne zugleich darüber eigentlich belehrt zu werden; die Menschen werden dir jetzt viel zu wissen meinen, während sie nichts, nichts wissen. Theut, und du beschwörst uns damit ein lästiges, geschwätziges Geschlecht, ein Geschlecht von Scheinweisen, ein Geschlecht, das kein wahres Wissen mehr hat.“

Phaidros: Wie leicht ersinnst du nicht Märchen aus Ägypten oder sonst fremden Ländern, Sokrates!

Sokrates: Geliebter, die Priester im Tempel des Zeus von Dodona sagten, aus den Eichen wären ihnen zuerst alle Weissagungen gekommen. Sie waren nicht so klug wie wir jetzt, jedoch der Einfalt dieser großen, alten Männer genügte es, auf die Stimmen der Eichen und Felsen zu hören, wenn sie die Wahrheit sagen wollten. Du aber, Phaidros, du Ungläubiger, du Neugieriger, du machst stets Unterschiede und fragst erst: „Wer hat es gesagt?“ und „Was ist das für ein Mensch, der das gesagt hat?“ Worauf es wirklich ankommt, das kümmert dich nie.

Phaidros: Jetzt hast du mir es gegeben, Sokrates. Aber auch ich glaube, der thebanische König hatte recht.

Sokrates: Ja, Thamos hatte recht, und wer seine Kunst in der Schrift niederzulegen oder, was in Büchern geschrieben steht, als etwas sehr Klares und Sicheres hinnehmen zu können meint, der ist nur ein Tor und hat schließlich auch Ammon und, was der Gott vorausgesetzt hat, nicht begriffen und bildet sich ein, geschriebene Worte dienen dem Wissenden zu mehr als zur bloßen Erinnerung an das Geschriebene.

Phaidros: Ja, du hast recht.

Sokrates: Phaidros, die Schrift ist gefährlich, und sie gleicht darin der Malerei. Denn die Malerei stellt Geschöpfe so vor dich hin, als lebten sie, und doch schweigen diese feierlich jedem, der sie befragt. Auch von den Buchstaben meinst du, sie redeten gleich verständigen Wesen; wenn du aber von ihnen lernen willst, so sagen sie dir stets dasselbe. Sobald es einmal niedergeschrieben ist, kommt das Wort überall

hin, auch zu denen, die es nicht verstehen, und weiß selbst nicht zu sagen, für wen es bestimmt war und für wen nicht. Und darum wird jede Rede sorglos behandelt und mit Unrecht verleumdet und braucht stets die Hilfe dessen, der sie gesprochen hat, des Vaters. Denn selbst kann sie sich nicht wehren, sich selbst kann sie nicht helfen.

Phaidros: Auch hier hast du sehr recht.

Sokrates: Wie nun? Hat sie nicht eine Schwester, und sollten wir uns nicht nach dieser umsehen und fragen, wie ihre Schwester geboren werde, und um wieviel edler und mächtiger diese wachse?

Phaidros: Von welcher Rede sprichst du? Wie entsteht sie?

Sokrates: Ich meine die Rede, die mit den Lippen in die Seele der Schüler klug geschrieben wird; sie kann für sich selbst eintreten und sie weiß, zu wem sie sprechen und vor wem sie schweigen soll.

Phaidros: Du meinst also die gesprochene, lebendige, beseelte Rede des Wissenden, gegen die alles Geschriebene nur ein Schattenbild sein kann.

Sokrates: Ja, nur sie! Antworte mir noch darauf: Wird ein verständiger Landwirt, der den Samen zu schätzen weiß und aus ihm die Frucht ernten will, ihn mitten im Sommer fleißig in irgend einen Garten des Adonis säen und sich freuen, wenn er in acht Tagen schon die Frucht hat? Oder wird er dies nicht, wenn er es überhaupt tut, bloß zum Zeitvertreib tun und, weil es das Fest des Adonis so will? Den Samen aber, an dem ihm viel gelegen ist, wird er, im Feld-

bau erfahren, dorthin, wohin er gehört, in den Acker säen, und er wird schon froh sein, wenn er die Saat in acht Monaten zur Frucht gedeihen sieht, nicht wahr? *Phaidros*: Ja, diesen Samen wird er im Ernste säen, jenen aber nur zum Spaß.

Sokrates: Und soll, wer die Erkenntnis des Rechten, des Schönen, des Guten in die Seelen säet, weniger verständig mit seinem Samen umgehen als der Landwirt?

Phaidros: Nein.

Sokrates: Der verständige Redner wird also seinen Samen nicht mühsam in die Tinte säen, er wird keine Worte streuen, die nicht für sich selbst zu sprechen und die Wahrheit zu übermitteln wissen.

Phaidros: Wahrscheinlich nicht.

Sokrates: Nein, er wird das nicht. In die Adonisgärten der Schrift wird er wohl nur säen, weil es ihm Vergnügen macht. Er wird schreiben, um seinem Gedächtnis Schätze zu sammeln, kommt doch für ihn und seine Freunde das Alter und mit dem Alter die Vergeßlichkeit. Und dann im Alter wird der Greis sich freuen, wenn er seine Saat zart aufgegangen sieht. Und während andere mit Gelagen oder sonst anderen Vergnügen ihre alten Seelen auffrischen, wird er seine Seele in die Erinnerung tauchen und mit diesem Spiele gerne sich die Zeit kürzen.

Phaidros: Ja, du nennst neben einem recht gewöhnlichen hier einen gar edlen Zeitvertreib, wenn einer an Reden sein Ergötzen findet und über die Gerechtigkeit und die anderen Tugenden zu reden weiß.

Sokrates: Ja, so ist es auch, *Phaidros*! Aber viel edler

dünkt mich der Eifer dessen, der im Gespräche klug in eine würdige Seele Worte säet und pflanzt, Worte, die für sich selbst und den, der sie gesäet hat, zeugen können, Worte, die nicht unfruchtbar sind, sondern abermals Samen tragen: sie gehen in den Seelen wohl bald dünn, bald dicht auf, aber die Saat ist unsterblich und, wer den Samen der Worte hat, der ist heil, soweit den Menschen das Heil erreichbar sei.

Phaidros: Ja, das ist wohl viel edler.

Sokrates: Nun, jetzt sind wir einig und haben das Urteil.

Phaidros: Worüber?

Sokrates: Über Lysias und seine Schrift und alle anderen Reden, die da mit oder ohne Kunst verfaßt werden. Um sie zu prüfen, sind wir soweit in unsrer Untersuchung gegangen. Und was zur Kunst gehört und was nicht, das haben wir so ziemlich festgestellt.

Phaidros: In der Tat, aber vielleicht wiederholst du es noch kurz.

Sokrates: Bevor also einer nicht die Wahrheit über jeden der Gegenstände, über welchen er reden oder schreiben will, genau weiß, bevor er den Gegenstand nicht ganz nach allen Richtungen hin bestimmen und das also Bestimmte in seine Begriffe so lange zerlegen kann, bis er endlich auf ein Unteilbares kommt, bevor er weiter nicht die Natur der Seele kennt und für jede Seele die eigentümliche Form findet und danach seine Rede gestaltet, der verworrenen Seele also die bunten und vieldeutigen Worte, der einfachen Seele die einfachen Worte gibt, früher wird er nicht imstande sein,

die Rede mit Kunst zu führen, ob er nun sie nur lehren oder mit ihr überreden will. Das, Phaidros, hat uns unsere ganze Untersuchung vorhin dargetan.

Phaidros: Und es scheint durchaus richtig zu sein.

Sokrates: Und was die Frage betrifft, ob es würdig oder unwürdig sei, Reden zu sprechen oder zu schreiben, und unter welchen Bedingungen wir eine Rede mit Recht oder Unrecht verwerfen dürfen: hat uns das oben Gesagte nicht auch darüber aufgeklärt . . . ?

Phaidros: Worüber?

Sokrates: Daß, wenn Lysias oder ein anderer für private oder öffentliche Zwecke schreiben und mit diesem Pamphlet dann ein Gesetz durchbringen will und etwas sehr Haltbares und Klares gegeben zu haben glaubt, daß, sage ich, aus diesem Dünkel dem Schriftsteller ein Vorwurf gemacht werden müsse. Denn über Recht und Unrecht, über Gut und Schlecht weder etwas wissen noch ahnen: das muß gebrandmarkt werden, und wenn der ganze Pöbel der Unwissenheit des Schwätzers zujubelt.

Phaidros: Durchaus.

Sokrates: Wer aber überzeugt ist, in einer geschriebenen Rede sei notwendig immer ein großer Teil bloßes Spiel, und niemals sei eine Rede in Versen oder in Prosa geschrieben worden, die von Anfang bis zu Ende ganz ernst zu nehmen wäre, und Reden dürfen nicht geschrieben werden wie für Rhapsoden Gedichte, um ohne Einsicht und Belehrung zu überreden, sondern nur darum, damit sie dem Gedächtnis der besten unter den Wissenden dienen; wer weiter davon durchdrungen ist,

daß nur in dem, was von Mund zu Mund ging und über das Rechte und das Gute und Schöne in die Seele unmittelbar wiegeschrieben wurde, Klarheit und Einheit und der Mühe Wertes zu finden sei, und daß nur diese Reden die echtgeborenen Töchter seien, ob sie nun zuerst in ihm selbst oder später als ihre Schwestern und Basen in den Seelen der anderen leben, der ist wohl der Mann, o Phaidros, dem ich und du nacheifern müßten. *Phaidros*: Der ist es. Wahrlich ihm möchte ich gleichen. *Sokrates*: Und jetzt genug. Das Spiel ist aus. Du aber gehe zu Lysias und sprich zu ihm: Wir wären in den Hain der Nymphen gekommen und hätten dort merkwürdige Worte gehört; die Worte wären eine Botschaft und kündeten Lysias und jedem, der Reden schreibt, und kündeten Homer und jedem, der da Gedichte mit oder ohne Musik verfaßt, und kündeten Solon und jedem, der in politischen Reden Gesetze niederlegt, sie kündeten ihnen allen: So ihr im Besitze der Wahrheit eure Reden und Gedichte und Gesetze schreibet und für sie, wenn es zum Beweise kommt, mit Worten so lebhaft zeugen könnet, daß alles, was ihr geschrieben habt, daneben nur dürftig erscheine, sollt ihr nicht bloß Redner und Dichter und Staatsmänner heißen, sondern den Namen führen, der eurer Mühe würdig ist.

Phaidros: Und welchen Namen, Sokrates?

Sokrates: Sie wise zu nennen, o Phaidros, das wäre zu viel, nur Götter dürfen wise heißen. Aber der Name eines Philosophen oder ein ähnlicher dürfte passen und artig sein.

Phaidros: Vor allem aber dem Gegenstande durchaus angemessen.

Sokrates: Und den, der nichts Würdigeres kennt als das, was er eben niedergeschrieben und in langer Zeit hin- und hergedreht hat — hier setzt er etwas ein, dort nimmt er etwas weg — diesen wirst du wohl mit Recht bloß einen Schriftsteller oder einen Dichter oder einen Gesetzschreiber nennen?

Phaidros: Nicht anders.

Sokrates: Das sage also deinem Freund.

Phaidros: Was wirst du aber deinem Freunde sagen? Auch deinen Freund dürfen wir nicht übergehen.

Sokrates: Welchen Freund?

Phaidros: Den schönen Isokrates! Was wirst du Isokrates künden, sprich? Was sollen wir von ihm sagen?

Sokrates: Isokrates ist noch jung, Phaidros. Doch ich will sagen, was ich von ihm halte.

Phaidros: Was also?

Sokrates: Isokrates scheint mir von Natur zum Redner begabter als Lysias und auch von edlerer Bildung des Herzens zu sein. Es dürfte mich darum nicht wundern, wenn Isokrates sich entwickelt und die Reden, in welchen er sich jetzt versucht, wie Kinder sein werden gegen die, welche er noch schreiben wird, ja, es würde mich nicht überraschen, wenn er, auch von diesen zuletzt unbefriedigt, zu Höherem aufliegen würde. Denn, Freund, in Isokrates steckt jetzt schon viel Philosophie. Das also will ich von meinen Göttern meinem Freunde Isokrates sagen; du aber bringe von deinen Göttern die Botschaft Lysias, deinem Liebling.

Phaidros: Ja, so soll es sein. Aber gehen wir; die Hitze hat nachgelassen.

Sokrates: Sollten wir aber nicht, bevor wir gehen, den Göttern hier ein Gebet sprechen?

Phaidros: Ja!

Sokrates: Geliebter Pan und ihr anderen Götter hier um uns, gebt mir, daß ich schön werde in der Seele, und daß alles, was mir zukommt, zu meiner Seele freundlich strebe! Gebt mir, daß ich den Weisen für reich halte, und vom Golde sei mir stets nur so viel, als der Mäßige darf.... Soll ich noch mehr sagen, Phaidros? Ich habe um alles gebeten, was ich brauche.

Phaidros: Auch ich bitte um dasselbe für mich. Freunde sollen sich in die Güter teilen.

Sokrates: Gehen wir also!

ENDE

DRUCK DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI, LEIPZIG





